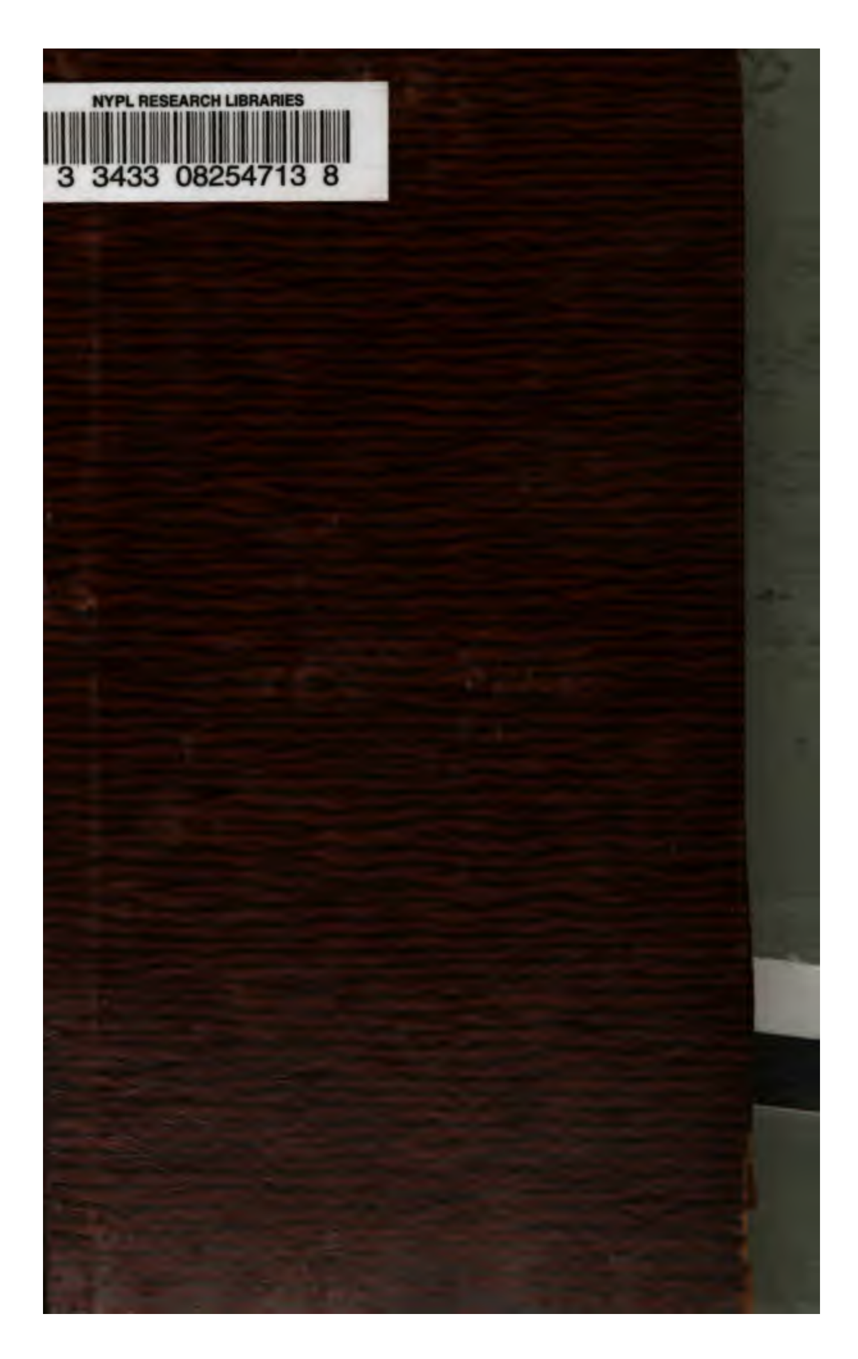



EX·LIBRIS
FRANC·COM·A·THVN·HOHENSTEIN
TETSCHEN





Die aufgehende Sonne.



Die Kornähren.

Joh: Boehm

Ausgewählte
Erzählungen und Gleichnisse
nebst dazu passenden
Denk- und Sittensprüchen.

Ein Lehr- und Lese-Uebungsbuch
für die liebe Jugend,
zur
Beförderung eines christlich-religiösen Sinnes,
herausgegeben
von

Paul Alops Jais, pseud.
Pfarrer. [J.J. Huber]

Erstes Bändchen.
Mit deutschen und lateinischen Druckschrift-Gattungen.

Achte
verbesserte, viel vermehrte, und mit einem Kupferstiche
verschönerte Ausgabe.

Grätz, 1822.
Im Verlage der Herausgeber
der neuen wohlfeilen Bibliothek für katholische Seelensorger
und Religionsfreunde.

Juvenile literature, Religious, German

Zwey und fünfzig
Erzählungen und Gleichnisse
nebst dazu passenden
Denk- und Sittensprüchen.

Ein Neujahrs- oder Prüfungsgeschenk
für die liebe Jugend,
zur
Beförderung eines christlich-religiösen Sinnes,
auf jede Woche eines Jahres,
von

Paul Aloys Jais,
Pfarrer.

Achte
verbesserte, viel vermehrte, und mit Bildern verschönerte
Ausgabe.

Grätz, 1822.
Im Verlage der Herausgeber
der neuen wohlfeilen Bibliothek für katholische Seelensorger
und Religionsfreunde.


Tetschner Bibliothek

Vorwort.

Meine Lieben! Hier übergebe ich euch nun zum achten Mahle eine Sammlung von Erzählungen und Gleichnissen, auf ein ganzes Jahr, und zwar immer eine Erzählung und ein Gleichniß für eine jede Woche eines Jahres, welche ihr erst durchlesen, dann selbst überdenken, das hie und da etwa nicht sogleich Verständliche euch durch eure Ältern oder Lehrer erklären lassen, und endlich die daraus folgende Sittenlehre, die noch besonders bey dieser achten Auflage in dem jeder Erzählung angehängten Verse angedeutet ist, auf

euch anwenden müsset. So wird diese Lesung euch Unterhaltung und Belehrung gewähren, euer jugendliches Herz bilden, und euren christlich-religiösen Sinn befördern helfen.

Das wünsche ich;
Das gebe Gott!

Der Verfasser.

1. Die aufgehende Sonne.

(Siehe die erste Vorstellung des Titelkupfers).

Ein weiser Lehrer wandelte an einem schönen Frühlings-Morgen hinaus auf das Feld. Seine zwey Söhne folgten ihm nach. Es ging eben die Sonne auf. Die Gipfel der Berge glänzten im Morgenroth, ein lieblicher Schimmer verbreitete sich über das Thal hin, und die Vögel stimmten ihr munteres Lied an, den jungen Tag zu begrüßen. Da erhob der Vater sein Haupt andächtig gegen Himmel, und sprach mit bewegtem Gemüthe: „Seht, meine Söhne, dort steigt sie herauf die herrliche Sonne! Licht, Wärme und Leben strömet in ewiger Fülle aus ihr, auf daß die Blumen und Früchte der Erde gedeihen, und das Herz des Menschen sich freue; denn sie wandelt einher — Freude und Segen verbreitend."

„Die Sonne, lieben Kinder, sey uns ein Bild unsers irdischen Wandels! Was sie der Welt ist, das soll jeder Mensch seyn an der Stelle, dahin Gottes Hand ihn gesetzt hat. „Erfreuen und segnen wie Gott, und im Nahmen Gottes" — das ist der Sonne himmlisches Tagwerk. Und: „Wohlthun und Segen verbreiten, wie der Vater im Himmel, und im Nahmen des himmlischen Vaters" — dieß ist auch der hohe Beruf des Menschen auf Erde."

„Die Sonne sendet den wohlthätigen Strahl über Gute und Böse, über die Hütte des Bettlers, wie

über des Königs Pallast; und sie spiegelt sich im Thautröpflein nicht minder, als in dem unermeßlichen Weltmeere."

„Also sey auch das Herz des Menschen beschaffen. Er soll Gutes erweisen den Freunden und Feinden, soll ehren und lieben die Kleinen und Armen nicht minder, als die Großen und Reichen; denn sie sind alle Kinder des nähmlichen Vaters im Himmel."

„Die Sonne endlich vollbringt ihr Tagwerk, von Aufgang bis Niedergang, ohne jemahl müde oder überdrüssig zu werden; denn sie betritt ihre Laufbahn mit freudigem Antlitz."

„Und also verhalte es sich auch mit der Liebe des Menschen. Er verbittere niemahl die Wohlthat durch harte Worte, welche der Seele des Leidenden wehe thun; sondern er wirke das Gute ohne Verdruß, und mit freudigem Antlitz; denn Gott liebt den fröhlichen Geber vor allen."

Nachdem der weise Lehrer also geredet hatte, sah er die Knaben freundlich an, und schwieg. Die Söhne aber sprachen einstimmig: „Vater! wir wollen deiner Lehre gedenken, und liebreich wandeln auf Erde, gleichwie die Sonne wandelt am Himmel."

*

Der Mensch empfing aus Gottes Hand
Das Leben, Kräfte und Verstand,
Um Andrer Glück und Wohlergehn,
Wie sein eigenes zu erhöh'n.

---

2. An Gottes Segen ist alles gelegen.

Es herrschte eine anhaltende Trockenheit im Lande, und die drückende Hitze lastete schwer auf den Arbeitern des Feldes, und auf dem ermatteten Wandersmanne. Der Himmel schien wie verschlossen; denn mehrere Wo-

chen hatte es nicht mehr geregnet, und am Morgen war auf den Blüthen und Blättern kein Thautröpflein zu sehen. Die ausgedorrte Erde hatte sich in weite Klüfte gespalten, und lechzte nach Regen, und das Fruchtfeld schien zu verschmachten.

Da gingen die Kinder Erdmanns, des wackern Pflegers von Buchheim, jeden Abend hinaus in das Gärtchen, wo sie mit eigener Hand die schönsten Blumen erzogen, und jedes trug eine kleine Gießkanne, mit Wasser gefüllet, am Arme, und sie begossen die Blumen mit emsigem Fleiße; aber leider! es wollte nicht helfen; denn schnell hatten die brennenden Sonnenstrahlen die begossenen Beetlein wieder aufgetrocknet, und so hingen die Blätter matt und verwelket herunter, und die Blumen schienen zu sterben, und die Kinder sahen traurig zu den erblassenden Pflänzchen hernieder.

Aber in einer Nacht fiel ergiebiger Regen, welcher das schmachtende Erdreich tränkte, und die Fluren und Garten-Gewächse erfrischte.

Jetzt fanden die Kinder ihre Beetchen in neuer Schönheit: denn die halb erstorbenen Blümchen waren erstanden, und streueten wieder erquickenden Duft um sich her. Da hüpften die Kinder lustig, und erfreuten sich der erneuten Gestalt des Gartens.

„Sieh nur, mein Vater," sprach Eduard der ältere Sohn, „wir haben die Blumen so oft und so emsig begossen, und dennoch — wären sie alle verdorben, ohne den wohlthätigen Regen!" „Ja wohl," antwortete der Vater, „denn es spritzet der Gärtner umsonst, wenn der Himmel das Beet nicht begießet. Und wie es euch bey dem Erziehen der Blumen ergeht, also wird es euch ergehen bey jeglichem Werke, das ihr beginnet."

„Wenn der Segen von oben nicht all euer Thun und Lassen begleitet, so werdet ihr, mit aller Anstrengung und Kunst, dennoch nichts zu Stande bringen.

„Wenn der Herr das Haus nicht bauet, so arbeiten die Bauleute umsonst." So sprach der Vater.

„Und wenn der Herr die Stadt nicht behüthet, so wachen die Wächter vergebens," setzte die verständige Mutter hinzu.

„Darum, lieben Kinder," so endete der Vater, „lasset es euch für euer ganzes Leben gesagt seyn: Thut ihr nur immer mit Treue, was eure Kräfte vermögen, und dann flehet um den Segen des Himmels. Dieser wird reichlich hinzuthun, was eurer Schwäche gebricht."

*

Ohne die Hülfe des göttlichen Segens,
Ist jegliche Müh' und Arbeit vergebens.

---

3. Das Farben-Spiel.

Ein gottesfürchtiger Vater hatte vier gute, liebenswürdige Kinder, die da waren der Trost und die Freude seines Alters.

Wenn er des Abends, von der Last und Hitze des Tages ermüdet, nach Hause kam, sprangen sie ihm freudig entgegen, wischten ihm den Schweiß von der Stirne, und erzählten ihm dann mit wetteifernder Liebe, was sie den Tag hindurch Nützliches gelernt, oder Unterhaltendes getrieben hatten; und der zärtliche Vater ergetzte sich herzlich an den Erzählungen von ihren unschuldigen Spielen, und sinnreichen Einfällen.

„Vater! wir haben heute das Farbenspiel gemacht," sprachen sie, als sie ihn eines Tages bewillkommet, und dann zur Gartenlaube begleitet hatten.

„Nun — was habt ihr euch denn für Farben gewählet?" fragte der Vater, nachdem er sich mit ihnen niedergesetzt hatte.

„Ich habe mir," sprach Albert, der ältere Bruder, „die rothe gewählet; denn roth ist die Farbe der Liebe."

„Wohl mein Sohn," sagte darauf der Vater, „und hätten die Menschen überall Liebe genug, es würde die Welt zum Paradiese werden; denn es gebricht dieser Erde nicht an Schönheit und Pracht, sondern nur an Einfalt und Liebe ihrer Bewohner, um ein Paradies zu seyn."

„Und ich," sagte Wilhelm, „ich habe mir die blaue gewählt; denn blau, wie der helle wolkenlose Himmel, ist die Farbe der Heiterkeit." „Schön, lieber Wilhelm," erwiederte der Vater; „denn es ist uns doch niemand angenehmer, als ein Mensch mit heiterer Seele."

„Ich habe mir," sprach jetzt Hannchen, ihre Schwester, „die grüne gewählet; denn grün bekleidet der Vater im Himmel die Hoffnungen des Landmanns, die heranwachsenden Früchte des Feldes.

„Gut, meine Tochter," antwortete der Vater, „darum ist ja auch grün die Farbe der Hoffnung, und wie unglücklich wäre der Mensch ohne Hoffnung!"

„Und ich," sprach endlich Fritzchen, das jüngste Söhnlein, „ich habe die weiße gewählet; denn weiß ist die Farbe der Unschuld; und die Zierde der Jugend — sind Unschuld und Tugend."

„Ihr habt, lieben Kinder," so endete der Vater, „alle vortrefflich gewählet. Doch gebe ich Fritzchens Wahl vor jeder andern den Vorzug: denn weiß ist der Grund, und der Inbegriff aller übrigen Farben, und Unschuld ist die Quelle jeder Tugend und Freude."

„Darum bewahret ihr nur die Unschuld des Herzens, dann wird es euch an Liebe und Hoffnung, und Heiterkeit niemahl gebrechen. Denn immer lächelt dem schuldlosen Menschen die süßeste Hoffnung, und aus

seinem Auge glänzt ihm der heitere Sinn, und die göttliche Liebe."

Die Tugend, Unschuld und Verstand
Sind mit dem Glücke stets verwandt.

---

4. Die göttliche Schule.

Es war einmahl ein weiser Vater, der hatte einen Sohn, welchen er liebte von ganzem Herzen. Der Jüngling genoß alles, wornach seine Seele verlangte; denn der Vater war mächtig, ihm fröhliche Tage zu schaffen, und er liebte ihn, und dachte: „Mein Sohn wird mir die Liebe des Herzens, womit ich ihm so viel Gutes erzeige, mit Gegenliebe erwiedern!"

Aber der leichtsinnige Sohn vergaß in den fröhlichen Tagen nur zu bald seines Vaters, verliebte sich in die Lust und in die Thorheiten, die sich ihm darbothen außer dem Hause des Vaters; und so ward sein Sinn weichlich, und sein Herz beflecket. Da floh er das Antlitz des gütigen Vaters, und suchte seinen liebsten Aufenthalt bey heillosem Gesindel.

Darüber ward nun der Vater betrübt in seinem bekümmerten Herzen, und sprach mit Thränen im Auge: „Mich jammert des ungerathenen Sohnes; denn ob er mich gleich in seinem bösen Sinne verschmähet, so liebe ich ihn dennoch, und kann es aus Liebe nicht zugeben, daß er verloren gehe; denn es ist mein Kind."

„So wehe es mir thut, so will ich mich nun anstellen, als hätte ich mein Vaterherz vor ihm verschlossen. Denn hat ihn meine überfließende Liebe von mir entfernet, so wird ihn die Härte vielleicht mir wieder zurückbringen."

Er trieb also den Sohn hinaus in die Fremde, damit er Hunger und Noth erfahren sollte.

Als nun der Jüngling längere Zeit von dem väterlichen Hause entfernt war, Hunger gelitten, und mancherley Elend ausgestanden hatte: da empfand er peinliches Heimwehe in seinem Gemüthe, und weinte bitterlich, und er sehnte sich so sehr, das Antlitz des beleidigten Vaters wieder zu sehen, daß sein Gesicht mager und blaß wurde.

Er machte sich also auf, und kehrte wieder zur Heimath zurück, warf sich dem Vater zu Füßen, und sprach; „Ach mein Vater! verzeih mir die Sünde, welche ich an dir beging, da ich so große Liebe mit Undank vergolten habe. Ich will von jetzt an dich nur allein lieben, und, dir gehorchend, dein Trost und deine Freude seyn. Möchtest du mich nur wieder dein liebes Kind nennen!!"

Der Vater konnte nicht antworten vor Rührung des Herzens. Freudenzähren vergießend — schloß er den Sohn in seine Arme, und liebkosete ihn lange, und nahm ihn wieder auf in das Vaterhaus als seinen innigstgeliebten Sohn.

„Dieser Vater, meine Lieben, ist Gott; sein Sohn aber ist jeglicher Mensch. Kann Gott den Menschen nicht durch Güte und Liebe bewegen, daß er ihn wieder liebe, und also sein Heil finde, so führet er ihn in die Schule der Leiden, damit er ihn hier für den Himmel erziehe."

Schwere Leiden ertrage mit Geduld,
So erwirbst du dir Gottes Gnad' und Huld.

5. Das Vergißmeinnicht.

Katharina wurde von ihrer Mutter sehr geliebt; denn sie war ihr in allen Stücken gehorsam, und suchte ihr eine Freude zu machen, wie und so oft sie nur konnte. Da saßen sie eines Abends neben einander an

einem Hügel, der sich hinter ihrem Hause erhob. Am Fuße des Hügels floß ein klares Bächlein vorüber, dessen Rand links und rechts mit den schönsten Blumen geschmückt war. Das Mädchen hüpfte hinab zu dem Bächlein, sammelte einen Strauß Vergißmeinnicht, lief damit eilig zur Mutter zurück, fiel ihr um den Hals, und sprach mit zarter Empfindung: „Vergiß mein nicht, liebste beste Mutter, vergiß mein nicht!"

„Wie könnte ich deiner vergessen!" sprach die gerührte Mutter, „denn ich liebe dich ja von Herzen, und werde dich immerhin lieben, wenn du gut und gehorsam bleibst, wie bisher."

„Dieß will ich, liebe Mutter, ja dieß will ich mein Leben lang," sprach Katharina, und küßte der Mutter die Hand.

„Wenn dich nun," sprach über eine Weile die sinnreiche Mutter, „diese Blümchen so natürlich an die Bitte erinnern, daß ich deiner nicht vergessen soll: um wie viel mehr, meine Tochter, sollen sie dich erinnern, des besten Vaters im Himmel nicht zu vergessen, welcher die Blumen des Feldes so lieblich bekleidet! Und nicht nur diese Blümchen, liebes Kind, sondern was du erblickest: hier das schöne Wiesenthal, und die Biene, die da emsig herumschwärmt, um Honig zu sammeln; dort das fruchtbare Saatfeld mit seinen Aehren, und der bunte Schmetterling, der darauf herumflattert, alles, das Größte wie das Kleinste, alles hat der liebe Gott so schön gemacht zum Nutzen und zur Freude des Menschen, und auf jedem Werke der Schöpfung steht es gleichsam von Gottes Finger geschrieben: O Mensch, vergiß mein nicht!"

„O des lieben, guten Gottes!" sprach Katharina mit bewegtem Gemüthe.

„Nicht nur aber die Geschöpfe in der Natur, liebe Tochter," fuhr die Mutter fort, „sondern auch alle Schicksale, die wir erfahren, sind ein Werk Gottes,

auf daß wir Seiner gedenken. Alle Leiden und Freuden sind ein Vergißmeinnicht aus der Hand des himmlischen Vaters; denn er schicket uns beyde, damit wir uns Seiner erinnern, und nimmer ablassen sollen, seine treuen Kinder zu seyn, gleichwie Er unser treuer Vater ist."

„Mögest du, liebes Kind, bey allem, was du in Zukunft Schönes erblickest, und bey allem, was dir begegnet, Auge und Herz gegen Himmel erheben, und des lieben Gottes nimmer vergessen, sondern stets vor seinen Augen wandeln!!"

„Ja, liebste Mutter," sprach Katharina mit gerührter Seele, „nie will ich des lieben Gottes vergessen, und stets vor seinen Augen wandeln. Nicht wahr, Mutter, dann wird der liebe Gott auch meiner nicht vergessen, und es mir wohl gehen lassen?"

„Thu das Erste beständig," versetzte die Mutter, „so kannst du das Zweyte sicherlich hoffen. Und so oft du wieder ein Vergißmeinnicht pflückest, denke in deinem Gemüthe:

*

„In diesem Blümlein — zart und fein,
In jedem Werke — groſs und klein,
In Freud und Leid, in Wohl und Weh',
Wo ich auch geh', und wo ich steh',
Find' ich Gott, der zu mir spricht;
Liebes Kind, vergiſs mein nicht!"

---

6. Die Sommer-Laube.

Melchior hatte sich, neben dem Garten seines Vaters, mit eigenen Händen eine Sommerlaube, und darin einen Sitz von frischen grünen Rasenstücken erbauet. Hier war nun sein liebster Aufenthalt; denn jede freye Viertelstunde wandelte er nach seinem neuen Gebäude, und betrachtete mit Vergnügen das wohlgelungene Werk

seines Fleißes. Als er aber eines Morgens hinaus ging, siehe! da war seine Laube zerstöret, und die schöne Rasenbank lag in Trümmern zerstreut aus einander. Melchior weinte die hellen Thränen vor Schmerz und Aergen. Ein Nachbarsmann, der eben auch in seinem Garten war, hörte ihn weinen, und sprach mitleidig: „Armer Melchior! ich kam gestern eben dazu, als dir ein Bube dein Häuschen niederriß. Er lief eilig davon, als ich auf ihn zugeschrieen hatte; aber dein Bau war schon vernichtet. Jener Hirtenknabe dort, der auf der großen Wiese die Schafe hüthet, hat es gethan." Kaum hatte Melchior dieses vernommen, so eilte er zornig hinab gegen die Wiese.

„Wart, du muthwilliger Bube," dachte er, „du sollst mir meine Freude nicht unbestraft verderbt haben!" Denn er hatte beschlossen, den Hirtenknaben empfindlich zu schlagen. Als er aber zu einem Bächlein kam, und über den Steg ging, da erwachte die Stimme des Gewissens in ihm; denn er war ein frommes, wohlerzogenes Kind.

Er blieb stehen am Bächlein, welches sich sanft durch das Wiesenthal schlängelte, und an dem Ufer standen etliche Lämmer, die da weideten im Blumengrase, und tranken aus dem Bächlein. Dieser Anblick ging dem gutmüthigen Melchior durch die Seele, und er dachte bey sich selber: „Siehe, das Bächlein fließet so ruhig und stille dahin, und die Lämmlein weiden so friedsam und einträchtig neben einander: und ich, ein Mensch und das Ebenbild Gottes, bin voll Unruhe, und voll feindseliger Gedanken in meinem Gemüthe!" „Nein, nein," sprach er, „ich will den Knaben nicht schlagen, ich will ihm nicht Böses mit Bösem vergelten; denn es ist ja doch nichts schöner und edler, als verzeihen und lieben. Ja, ich habe ihm verziehen; du lieber Gott im Himmel, verzeih ihm auch du!"

Nachdem er also gesprochen hatte, hüpfte er munter zurück, und fing in Gottes Nahmen an, Laube und Rasenbank von neuem zu bauen. In drey Tagen war er damit fertig, und er sah nun sein erneuertes Werk mit noch größerer Lust an, als vorher; denn ein jeder Anblick erinnerte ihn der schönen That seines Herzens, und die Stimme seines Gewissens sagte ihm: „Freue dich; denn du hast edel gehandelt!“

„Liebe Jugend, die du dieß liesest! Auch du wirst der schönen That Melchiors deinen Beyfall geben. Laß es aber nicht dabey bewenden; sondern gehe hin, und thue deßgleichen!“

*

Allen Zank und Hader meiden,
Lieber Haſs und Unrecht leiden,
Immer auf den Frieden seh'n,
Das ist Sanftmuth, das ist schön.

---

7. Die Blumen-Beetlein.

Jakob und Gertraud, zwey liebe Geschwister, hatten eine große Freude mit den Blumen. Daher bathen sie den Vater, er möchte ihnen ein Blumen-Beet geben. Und der Vater gab jedem ein Beetchen im Garten, und die Kinder streuten allerley Blumen-Samen hinein, und begossen fleißig die liebe Aussaat. Sie blieben oft Stunden lang dabey stehen, und harreten mit ungeduldigem Verlangen, ob sie denn nicht sehen möchten, wie die Samenkörnlein aus dem dunkeln Schooße der Erde hervorkeimen. Aber sie hatten mehrere Tage gewartet, und es war noch nichts aufgegangen.

Da fingen die Kinder an zu trauern und sagten: „Ach! wir haben die Beetlein vergebens besäet und begossen; denn wir bekommen ja doch keine Blumen!“

Als sie aber nach einem Paar Regentagen mit dem Vater hinausgingen um nachzusehen, da hatte sich die

Erde endlich gehoben, und die zarten Blumen-Pflänzchen waren erstanden, und jedes war mit einem Thautröpflein, gleich einer Krone, geschmückt. Da freuten sich die Kinder über die Maßen, hüpften munter umher, und riefen: „Ey sieh doch, liebster Vater, sieh nur die Herrlichkeit alle auf ein Mahl! O, wir haben schon lange geharret, und hätten so gerne gesehen, wie das zugeht, wenn die Keime aus der Erde hervortreiben, und nun — stehen sie da, und wir haben nichts davon gesehen."

Und darauf antwortete der Vater: „Allzeit, meine Kinder, waltet die Hand Gottes auf diese eigene Weise. Er bringet die zarten Keime und Blüthen, und jede erfreuliche Gabe — ungesehen hervor, und verbirgt sorgsam die Hand, womit er sie schaffet und darreicht."

„Gottes Güte in der Natur ist wie eine liebende Mutter. Wenn alles im Hause schon schläft, wacht sie allein noch, und bereitet den Kindlein mancherley Schönes und Gutes — stille und heimlich. Wenn dann die Kindlein am Morgen erwachen, so stehen die Gaben vor ihnen, und sie freuen sich ihrer, hüpfen herum und genießen, und die liebende Mutter lächelt ob den Freuden der Kinder."

„Also, meine Kinder, sey auch eure Liebe gegen die Menschen beschaffen. Gutes zu wirken sey eure Freude. Aber wirket es — stille und heimlich, wie Gottes Güte in der Natur."

„Wer die edle That mit Trompeten- und Pauken-Schall ankündet, wie einst die Pharisäer, dessen Liebeswerk hat seinen Werth vor Gott und den Menschen verloren."

„Nur eine Gabe — im Stillen gereicht — ist kostbar im Angesichte des Himmels, und wahrhaft erquickend für den, der sie empfängt. Denn — was wohlthut in der Wohlthat ist nicht so fast die

Gabe, als vielmehr die Liebe des Gebers, welche zu schweigen, und die wohlthätige Hand zu verbergen versteht."

*

Hilf, wo du kannst, aus Nächstenlieb', still und ohne Lohn!
Denn — Liebe nur macht werth die That; mein guter Sohn!

---

8. Kains und Abels erstes Opfer.

Ein frommer Vater hatte einen liebenswürdigen Sohn, mit Nahmen Ferdinand. Diesem gab er einmahl zum Weihnachtsgeschenk ein liebliches Bild, welches eingefaßt war mit einer zierlichen Rahme, und in einem Glase verschlossen. Das Bild aber stellte vor das erste Opfer des Kains und des Abels.

Kain knieete vor dem Altare, darauf das Opfer brannte, und sein Angesicht war eingefallen und bleich, und er schlug es trübsinnig nieder zur Erde; und getraute sich nicht, sein wildes Auge gegen Himmel zu heben.

Auch der fromme Abel knieete da vor dem Altare und dem brennenden Opfer. Mit gefaltenen Händen erhob er sein Antlitz froh und freudig zum Himmel, und aus seinen großen, hellen Augen leuchtete in mildem Glanze hervor die Unschuld seines Herzens.

Ferdinand hatte eine unaussprechliche Freude an dem kostbaren Geschenke, und er küßte mit Ehrfurcht den frommen Abel im Bilde. „Aber, mein lieber Vater," fragte der Knabe, nachdem er das Bildniß aufmerksamer betrachtet hatte, „warum steiget denn nicht auch der Rauch von dem Opfer des Kains gegen den Himmel hinauf, gleichwie von dem Opfer des Abels?"

„Mein liebes Kind!" antwortete der Vater; „dadurch wird angedeutet, daß das Opfer des Kains vor Gottes Augen mißfällig war; denn Gott sieht nicht die

Gabe an, sondern das Herz das Menschen. Kain aber war böse, und sein Herz war nicht mit Gott; denn es war mit den Sünden der Erde beflecket, und deßwegen senket sich auch der Rauch seines Opfers hernieder, und schleicht auf der Erde dahin. Das Opfer des Abels dagegen sah Gott gnädiglich an; denn er war fromm und unschuldig, und hatte sein Herz in dem Himmel. Deßwegen steiget der Rauch seines Opfers auch schnurgerade empor zu den Wolken des Himmels."

„Eben so, mein Sohn, wie mit dem Opfer der ersten Brüder, verhält es sich auch mit dem Gebethe des Menschen. Der liebe Gott nähmlich sieht nicht auf des Bethenden Worte, sondern nur auf sein Herz."

„Wer immer bethet, dabey aber sein Herz wegwendet von Gott, und es hängt an die Thorheit und Lust der Erde, dessen Gebethe sind leere Worte, und ein solches vermag nicht, gegen Himmel zu steigen, und Erhörung zu finden."

„Wer aber mit dem Gebethe zugleich sein Herz von der Erde zum Himmel erhebet, und die Worte bekräftiget durch einen himmlischen Wandel, dessen Gebeth durchdringet die Wolken, und die heiligen Engel tragen es hin zu dem Throne Gottes, auf daß dem frommen Bether gegeben werde nach seinem Begehren."

*

Heb' mit den Händen auch das Herz
Zu Gott, dem Schöpfer, himmelwärts.

9. Die Feyerabends-Glocke.

Gotthold, ein frommer Edelmann, ging an einem Sonnabende hinaus in das benachbarte Feld, und neben ihm wandelte Philipp, sein Sohn. Es war eben die Zeit der Ernte, und die Arbeiter des Feldes hatten die sechs langen Wochentage viel ausgestanden von der brennenden Hitze, und manchen sauern Schweiß-

Tropfen vergossen. Da erscholl nun auf ein Mahl die Feyerabends-Glocke vom Kirchthurme des Dörfleins.

Mancher Schnitter warf eilig die Sichel von dannen, schwang seinen Hut in die Höhe, und jauchzte vor Freuden. Andere aber lagerten sich auf das weiche Gras der Feld-Ranken hin, wischten den Schweiß von der Stirne, sahen mit erfreutem Gemüthe zum Himmel, und dankten dem lieben Gott, daß er ihnen Kraft und Gesundheit zur Arbeit, und nun — den ersehnten Feyerabend bescheret habe.

„Siehst du, mein Sohn," sprach jetzt Gotthold mit gerührtem Herzen, „wie sich der müde Taglöhner freut des Geläutes, welches ihm die Feyerstunde verkündet; denn süß schmeckt ihm, nach geschehener Arbeit die Ruhe, und wenn er heim kömmt, empfange ich ihn voll Liebe, und zahle ihm mit freundlichem Antlitz den Tageslohn aus. Und ist die Ernte vorüber, so gebe ich den fleißigen Schnittern ein Fest, daß sie sich freuen nach vollbrachtem Werke ihrer Anstrengung."

„Was meinst du nun aber, mein liebes Kind! wird wohl auch der Müßiggänger sich des Feyerabends so herzlich erfreuen können, wie der treue, ermüdete Arbeiter?"

„Ach nein, liebster Vater!" antwortete Philipp, „der wird nun trübsinnig niederblicken zur Erde und seufzen; denn er hat weder Freude noch Lohn, sondern dafür Unruhe und Vorwürfe zu erwarten."

„Ja wohl, mein Kind," sprach der Vater, „und du siehest hierin aller Menschen ewiges Schicksal vorgebildet; denn es ist das Leben einem langen Arbeitstag zu vergleichen, und wir sind insgesammt Knechte des Einen Herrn unser Aller im Himmel, und es ist jeder gestellt an sein Tagwerk. Einst schlägt die Stunde, da der heiligen Engel Posaunenschall allem Fleische den großen Feyerabend ankündet, und alles, was Mensch heißt, hinruft zu dem Throne der Vergeltung.

Welche nahmenlose Freude dann für den guten, treubefundenen Arbeiter; denn es erwartet ihn die freundliche Stimme: Wohl dir, du Getreuer! empfange nun für deine Mühe und Kämpfe den Tageslohn der Ewigkeit: Geh ein in die Freude deines Herrn.

Dagegen wird jene große Feyerstunde den Treulosen mit Angst und Schrecken erfüllen; denn es erwartet ihn der furchtbare Ausspruch: Dem ungetreuen Knechte aber bindet Hände und Füße, und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsterniß, wo Heulen und Zähneknirschen ist.

„Ach lieber Vater!" erwiederte hierauf mit bewegter Seele der Jüngling, „mich schaudert's ob dem Schicksale des Unglücklichen. Mein Gott! ich will ein treuer Knecht werden; ja, liebster Vater, dieß will ich."

Da ergriff der Vater die Hand des Knaben, und sprach mit erfreutem Gemüthe: „Gott segne deine schönen Vorsätze, mein Sohn, auf daß du sie in That verwandelst."

*

Die Erde ist mühsam, oft drohet die Noth,
Doch fleissigen Händen wächst überall Brot.

10. Der köstliche Wein.

Die Kinder Wendelins, eines gottesfürchtigen Landmanns, kamen eines Tages mit fröhlichem Gemüthe von dem heiligen Gottesdienste zurück; denn sie waren fromm, und horchten mit Freuden auf das göttliche Wort.

Nachdem sie zu Hause angekommen waren, sprach Isidor, der ältere Sohn: „O mein Vater! der Herr Pfarrer hat heute wieder so schön gepredigt, daß es mir recht durch die Seele ging; o, es ist mir nun wieder so wohl in meinem Herzen, und noch ein Mahl

so gerne will ich wieder gehorsam seyn, und thun, was dem lieben Gott wohl gefällt."

Darauf sagte Gertraud, seine älteste Schwester: „Wie ist es doch möglich, liebster Vater, daß die bösen Menschen Gottes Wort anhören, und sich doch nicht bessern? Ich meine, nach solch einer Predigt sollten sie in sich gehen, und nimmermehr Böses thun können!"

„Ihr habet wohl Recht, meine Kinder," erwiederte der Vater, „man sollte ja freylich meinen, auch die schlimmsten Leute müßten von der Schönheit und Kraft des göttlichen Wortes ergriffen werden, daß sie an ihr Herz schlügen und umkehrten; aber es ist leider nicht also. Denn sehet, meine Lieben, es verhält sich mit dem Worte Gottes, wie mit einem kostbaren Weine."

„Wenn dieser gegossen wird in ein reines Geschirr, so funkelt er desto schöner, und er ist das kräftigste Labsal, alle Glieder des Leibes zu stärken. Wird aber der köstliche Wein geschüttet in ein unreines Gefäß, so muß er darin versäuern, und allmählig verderben. Also auch, meine Kinder, ergeht es dem göttlichen Worte in dem Herzen der Menschen. Ist das Herz unrein und mit Sünden beflecket, so gehet die Kraft des göttlichen Wortes darin gewöhnlich verloren, und es vermag nicht, den Tiefgesunkenen zu ermuntern, oder zu trösten. Ist aber das Herz des Menschen unschuldig und rein, so offenbaret sich an ihm das heilige Wort als Gottes Kraft, und als das köstlichste Labsal des Himmels, welches da stärket die Seele zum ewigen Leben."

„Damit also, lieben Kinder, das göttliche Wort euch jederzeit freundlich und trostreich erscheine; so bleibet stets fromm, und bewahret die Unschuld des Herzens!"

„Ja, das wollen wir, liebster Vater!" riefen die Kinder einhellig, „das wollen wir; denn es gibt doch

keine edlere Freude, als die wir heute empfunden haben bey Anhörung des göttlichen Wortes."

Ach pflanze, Herr! in meine Brust
Die Frömmigkeit und Tugend!
Dann bin ich meiner Aeltern Lust,
Die Zierde frommer Jugend.

---

11. Der schöne Maybaum.

Die Jünglinge eines Dorfes setzten einst einen Maybaum. Die schönste Birke in dem nahen Walde ward hierzu erwählet, und aufgestellt in der Mitte des Dorfes. Der Baum ragte über alle Häuser empor, und ward mit buntfärbigen Bändern von Seide, und mit Flittergold und allerley Glöcklein verzieret. Das Gold aber und die Bänder rauschten im Winde, und lieblich erklangen die Glöcklein.

Die Jugend des Dorfes stand in Reihen, und hüpfte herum, und freute sich sehr des schön verziereten Baumes.

Nachdem aber der Maybaum acht Tage lang in der Sonnenhitze gestanden hatte, da verschwand seine Schönheit auf ein Mahl. Sein grünes Laub war verdorret und abgefallen, und die dürren Aeste hingen matt und erstorben herab.

Da kam Gottlieb, des Schullehrers kleiner Sohn, niedergeschlagen nach Hause, und sprach also zum Vater: „Ach, woher mag es doch kommen, daß der vorhin so zierliche Baum nun auf ein Mahl so häßlich und so entstellt ist? Ist es doch Schade um das Gold und die Bänder, und Glöcklein an dem dürren, ausgetrockneten Holze!"

„Sieh, lieber Sohn," antwortete darauf der Vater, „weil der Baum von seinen Wurzeln getrennt ist, so kann er nicht mehr an sich ziehen die Säfte der Er-

de, noch auch den Thau und den Regen des Himmels, und jeder Sonnenstrahl, der sonst so wohlthätig für ihn war, beschleuniget jetzt sein Verderben."

„Und also, mein Kind, ergeht es auch jeglichem Menschen, der seinen Gott aus dem Herzen verlieret. Denn Gott ist die alleinige Wurzel, an welcher wir, und welche an uns bleiben muß, woferne unser Leben schön dahin fließen, und Himmel und Erde wohlgefällig seyn soll; denn wir vermögen ohne Gott weder das Wollen, noch das Vollbringen des Guten. Hat sich aber der Mensch durch einen ungöttlichen Wandel geschieden von Gott; so ist er auch reif zum Verderben, und er hat — als ein Gottloser Schönheit und Menschenwürde verloren, sollte er auch mit Gold und Seide geschmückt seyn, und die Rede seines Mundes klingen, wie lieblicher Glöcklein-Ton."

Lieblich ist ein schön Gesicht,
Doch bald sein Reitz verschwindet,
Wenn sich mit der Schönheit nicht
Der Tugend Glanz verbindet.

---

12. Der schmerzhafte Bienenstich.

Wilhelm hatte öfter Umgang gepflogen mit einem bösen Mitschüler. Die besorgten Aeltern hatten ihm dieses mehrmal verwiesen, aber vergebens. Jetzt verboth ihm der weise Vater die verderbliche Gesellschaft mit der ernstlichen Drohung, ihn empfindlich zu strafen, woferne er sich noch ein Mahl bey dem bösen Knaben blicken lasse. Da ward Wilhelm unwillig in seinem Herzen, und entfernte sich mit widerspenstigem Sinne vom Vater; denn jener nichtswürdige Geselle hatte die Liebe des unschuldigen Knaben schon zu sehr gewonnen.

Da war desselben Abends Wilhelm, nicht ferne von dem Vater, im Garten, stand am Bienenhause, und

belauschte die geschäftigen Thierchen an der Oeffnung des Stockes, welchen ihm der Vater an seinem letzten Nahmenstage geschenkt hatte. Er ward eine Ameise gewähr, die so eben, mit Beute beladen, aus dem Stocke hervorbrach. Eilig hob Wilhelm ein Stäbchen vom Boden. „Wart, du diebische Bienenfeindinn! nimmermehr sollst du durch deine Räubereyen meine Bienen beunruhigen!" so sprach er, und tödtete die Ameise.

Da fuhr eine Biene, durch seinen Hauch geweckt, auf ihn zu, und stach ihn ins Ohr! „Ach! ach!" schrie er, „und eilte zum Vater, welcher ihm mit liebreicher Hand den Stachel aus dem wunden Ohre heraus nahm. „Undankbares Thier!" sprach Wilhelm erzürnt, „ich that dir wohl, und dafür thust du mir wehe; ich meinte es so gut mit dir, und du vergaltst mir die Wohlthat mit einer schmerzhaften Wunde!" „Wilhelm!" erwiederte darauf der weise Vater, „warst du heute nicht eben so undankbar, als die Biene? Meinte ich es weniger gut mit dir, da ich dir verboth, mit einem Nichtswürdigen umzugehen? Denn böse Gesellschaft ist die Feindinn der Jugend, die da unvermerkt die Unschuld in ihrem Herzen ertödtet. Sieh, die Aeltern verstehen es besser, als ihr Kinder, was euch nützet und schadet; und wenn sie auch etwas untersagen, das euch lieb und angenehm ist, so thun sie euch wohl; und dennoch verursachet ihr ihnen gar oft durch Ungehorsam schmerzliche Betrübniß."

Wilhelms Herz ward durch diese Rede des Vaters getroffen, und er versprach es ihm heilig, ihn nie wieder durch Widerspenstigkeit zu betrüben.

Engelunschuld, Herzensgüte
Zu bewahren, sey euch Pflicht,
Und der liebe Gott behüthe
Euch vor jedem Bösewicht.

13. Der liebliche Ephen *).

Ein Gärtner hatte einen Apfelbaum in seinem Garten, welchen er liebte vor allen Bäumen des Gartens; denn er trug das schönste und schmackhafteste Obst, und war noch kein einziges Jahr unfruchtbar im Garten gestanden. Auch Edmund, sein Söhnlein, liebte den Baum, und reinigte ihn sorgfältig von Raupen und Würmern. Jetzt schlängelte sich lieblicher Epheu um den Baum, und dem Knaben gefiel er desto mehr. Er sagte es voll Freuden dem Vater: „Komm nur einmahl, mein Vater, und sieh, der liebe Baum ist mit neuem Schmucke bekleidet."

Der Vater kam nun, und sah den wuchernden Epheu am Baume. „Was du für Schmuck hältst, mein Kind," sprach er, „das ist verderbliches Unkraut, und es muß ausgerissen werden, sammt seiner Wurzel."

„Aber, mein Vater," erwiederte der Knabe, „es ist doch so lieblich; sieh nur, wie die glänzendgrünen Blätter die dunkle Rinde so schön überkleiden!"

Darauf sagte der Vater: „Mag dir auch das glänzende Grün noch so sehr gefallen, du weißt wohl: Nicht alles, was glänzet, ist Gold, und nicht allzeit ist das Schöne auch nützlich. Denn sieh nur, wie das gleißende Unkraut überhand nimmt, so trocknet es dem Baume die Wurzeln, und nach und nach muß er verdorren. — Gerade so, mein Kind, wächst auch neben der Tugend der eitle, eigenliebige Dünkel, und wie dieser zunimmt, entziehet er jener den Saft und die Kräfte, und so muß sie endlich ersterben. Wohl gefällt sich der Mensch in dem Eigendünkel, und er trennet sich ungern von der eitlen Einbildung. Aber die Trennung muß einmahl geschehen; denn Tugend besteht nicht — ohne die lautere Demuth." So sprach der

*) Immergrün oder Ewiggrün genannt.

Vater, und reinigte den Baum von dem wuchernden Unkraut.

„Ach! des lieblichen Epheus," seufzte wehmüthig der Knabe.

Das Nützliche verbindet mit dem Schönen,
Dann werdet ihr das ganze Leben krönen.

14. Das menschliche Leben.

Der edle Pfarrherr von Blumbach saß an einem Sonntag, nach geendigter Vesper, unter der großen Linde neben dem Pfarrhaus.

Die Jünglinge und Mädchen des Dorfes hatten sich um ihn herum zur Feyertags-Schule versammelt, und sie hingen alle mit gespannter Aufmerksamkeit an dem Munde des ehrwürdigen Pfarrers; denn er lehrte sie mit Liebe und Nachdruck.

Er hatte vor acht Tagen vieles mit ihnen von dem menschlichen Leben gesprochen, und es der horchenden Jugend aufgegeben, dazu ein Gleichniß zu finden bis auf den kommenden Sonntag. „Nun denn ihr Jünglinge!" so sprach jetzt der forschende Lehrer, „womit vergleichet ihr denn das menschliche Leben?"

Da stand Paulus, des Dorfführers Sohn ehrerbiethig auf, und sprach: „Ich finde das Leben einem Kegelspiel ähnlich. So lange das Spiel währt, da stehet der König, höher und schöner gestellt, in der Mitte, und er gilt mehr, als die übrigen Kegel. Ist aber das Spiel aus, so wirft man ihn gleich den übrigen Kegeln, in die Grube daneben. Also auch gibt es im menschlichen Leben große und vornehme Leute, die da mehr gelten, als die Kleinen und Armen, welche wenig geachtet neben jenen einhergehen. Aber der Tod macht allem Vorzug ein Ende, und in dem Schoße

der Erde ruhet der Große, ohne Unterschied, neben dem Kleinen."

„Gut und richtig ist deine Vergleichung, mein Paulus," sprach der zufriedene Pfarrherr, „merket es euch, ihr Söhne und Töchter von reicheren Aeltern, und achtet den ärmeren Bruder, um seiner Dürftigkeit wegen, ja niemahl geringe; denn kurz ist das Leben, und dort drüben hat kein Vorzug der Erde, sondern einzig die Tugend geltenden Werth."

„Wohlan denn, ihr Mädchen, womit vergleichet denn ihr das menschliche Leben?"

Da erhob sich mit Anstand Röschen, des Verwalters Tochter, und sprach: „Ich vergleiche das Leben mit einem F a d e n."

„Wenn ich am Spinnrädchen sitze, da ziehe ich einen Faden nach dem andern vom Rocken herunter, bis die Spule gefüllt ist, oder bis es mir beliebt, den Faden zu brechen."

„Also auch spendet der liebe Gott dem Menschen ein Jahr nach dem andern, bis es ihm wohlgefällt abzuschneiden den Faden des Lebens."

„S c h n e l l b r i c h t das Fädlein, und schnell ist es oft um Gesundheit und L e b e n d e s M e n s c h e n g e s c h e h e n."

„Auch bin ich mit der geschicktesten Hand nicht im Stande, einen Faden zu spinnen, ohne daß mehrere K n ö p f l e i n, größer oder kleiner mit einlaufen. Also ist auch der Faden des menschlichen Lebens nicht immer eben und glatt, sondern der liebe Gott hat es also geordnet, daß L e i d e n und Trübsale wechseln mit erfreulichen Tagen."

„Liebes Röschen!" versetzte hierauf der Pfarrherr mit sichtbarer Freude, „dein Gleichniß ist eben so schön, als es wahr ist; und darin liegt für euch, meine Kinder, eine zweyfache Lehre."

„Gebt sorgfältig Acht auf die edle Gesundheit, damit ihr nicht selber durch Unbedachtsamkeit das kostbare Leben euch kürzet, und lernet in allen Schicksalen des Lebens, in den Tagen der Freude und der Trauer, die Weisheit Gottes anbethen; denn Er ordnet alle Dinge einzig zu unserm Besten."

Was dich in Krankheit stürzet,
Das Leben leicht verkürzet,
Das, Kind! mußt du mit Sorgfalt fliehen,
Und es zu meiden dich bemühen.

---

15. Die wilden Bäumchen.

Gotthard war ein frommer, alter Schloßgärtner. Die Knaben und Mädchen des Dorfes kamen gerne zu ihm; denn er wußte ihnen allerley schöne Geschichten zu erzählen, und sein Mund war immer voll weiser Reden. Da war er eines Abends eben daran, ein wildes Birnbäumchen zu pfropfen, und etliche Kinder standen — wie gewöhnlich — um ihn herum. Gotthard aber hatte ein Baumsäglein in der Hand, und sägte die Krone des Bäumchens herunter. „O weh!" riefen die Kinder, „nun ist es ja gar um das Bäumchen geschehen!" Der Gärtner aber lächelte, machte einen Spalt in das abgeschnittene Bäumchen, pfropfte ein edles Reis darauf, und verband alles sorgfältig. Darnach sprach er: „Seht, lieben Kinder, hätte ich den Stamm, wie er war, aufschießen lassen, so wäre er wildes Holz geblieben, und hätte niemahl genießbare Früchte getragen. Darum mußte ihm ein Reis von edlem Stamme gegeben werden, damit das Bäumchen künftig auch edle Blüthen und Früchte hervorbringen möge."

„Auch der Mensch, meine Lieben, ist, so zu sagen, von wilder Art, wenn er — sich selbst überlassen — heran wächst; denn er ist von Natur mehr zum Bösen

geneigt, als zum Guten, und es herrschet in ihm die Begierde nach unrechten Dingen; denn jegliches Kind greift nach dem Verbothenen schnell und begierig; aber langsam und unwillig thut es, was recht ist. Deßwegen haben euch Vater und Mutter frühzeitig eingepflanzt die heilige Gottesfurcht, und dadurch die wilde Natur veredelt, daß ihr nun scheuen möget das Unrecht, und lieben, was gut ist. Und jetzt erst könnet ihr, gleich dem veredelten Bäumchen, auch edle Früchte der Tugend hervorbringen, die kostbar sind im Angesichte des Himmels, und erfreulich den Menschen."

„O! wie können wir," sprachen die Kinder, „den lieben Aeltern genug danken für solche Wohlthat und Treue!"

„Liebt eure Aeltern, und seyd ihnen gehorsam; dieß wird ihnen der liebste Dank seyn," sagte der Gärtner, und ging dann hin zu zwey anderen Bäumchen, welche darneben standen, und die er im vorigen Jahre gepfropft hatte. Er ergriff zwey starke Stäbe, setzte sie neben den Stämmen tief in die Erde, und band sie fest an einander. — Da sprachen die Kinder: „O! die Bäumchen sind ja viel schöner — im Stande der Freyheit, warum doch gibst du den zarten Gewächsen das zwängende Band, und die unansehnlichen Stecken?"

„Dieses geschieht," sprach der Gärtner, „damit sie kein Sturmwind abbreche, oder niederbeuge zur Erde, sondern damit sie gerade empor wachsen, und ihre Häupter gegen den Himmel tragen. Haben sie einst tief in der Erde gewurzelt, und genugsame Stärke gewonnen, so nehme ich die Stecken hinweg, und lasse sie frey; denn sie vermögen alsdann sich selber zu halten."

„Gerade so, meine Kinder! ist auch für euch, in zarter Jugend, der Stand der Freyheit über alles gefährlich; denn ihr seyd noch zu schwach und unverstän-

dig, euch selber zu leiten, und vor dem Verderben zu schützen. Deßwegen nehmen euch Aeltern und Lehrer mit liebender Hand unter strenge Aufsicht und Zucht; damit sie euch vor Verführung und tausend Gefahren behüthen, und für den Himmel erziehen. Hat aber einmahl die Liebe zur Tugend in euren Herzen kräftige Wurzeln geschlagen, dann werdet ihr freyer gelassen; denn ihr vermöget alsdann euch selber zu hüthen vor Unrecht und Sünde."

„Vater Gotthard!" sprachen die Kinder, „wir wollen uns merken, was du gesagt hast; habe Dank für die lehrreichen Worte."

Gotthard reichte nun jedem Kinde einen Blumenstrauß, und damit hüpften sie munter nach Hause, und erzählten den Aeltern, was sie der weise Gärtner gelehret.

*

Die Freyheit der Jugend
Zerstört ihre Tugend;
Denn — zu schwach sich selber zu leiten,
Wird sie gar bald dem Laster zuschreiten.

---

16. Die untergehende Sonne.

Bernhard und Valentin waren zwey glückliche Brüder; denn sie hatten einen weisen Vater, und eine gottesfürchtige Mutter, welche von den Knaben innig geliebt wurden.

Aber die fromme, geliebteste Mutter starb nun, und die Söhne trauerten sehr, und vergossen häufige Thränen um sie.

Nachdem sie den ersten Schmerz ausgeweint hatten, führte sie des Abends der Vater hinaus in das offene Feld. Die Sonne neigte sich eben zum Untergange, und sendete nur noch ihre letzten goldenen Strahlen über die Erde.

Da blickte der Vater sinnend und schweigend hinein in das sinkende Gestirn des Tages, und sprach nach einiger Weile: „Süßen Trost, lieben Kinder, verkündet die untergehende Sonne in unsrer Trübsal. Sehet, sie hat wieder Licht, Wärme und Leben ausgegossen über alle Geschöpfe der Erde; sie hat ihr Tagwerk vollendet, und nun gehet sie unter, und wir weinen nicht, daß sie uns verläßt; denn wir wissen, am heiteren Morgen geht sie wieder schöner und herrlicher auf."

„Die unvergeßliche Mutter war für euch, lieben Kinder, wahrhaftig ein lebendiges Bild der wohlthätigen Sonne. Denn sie hat euch gelehret: Aufschauen zum Himmel, und bethen und Gott fürchten, und damit hat sie euerer Seele besseres Licht, Wärme und Leben gegeben."

„Nun aber wollte der Vater im Himmel, der sie uns gegeben, daß sie uns wieder verlasse, und da sollten wir uns nicht hingeben dem Uebermaße des Schmerzes; denn wir wissen ja, dort drüben im bessern Lande geht sie schöner und herrlicher auf, um in Segen zu ernten, was sie in Segen hiernieden gesäet."

„Vater! mein Vater!" sprach hierauf Valentin, der ältere Knabe, „schön ist deine Rede, und es ist mir nun nicht mehr so wehe in meinem Herzen; denn wir werden sie wieder sehen unsere geliebteste Mutter."

„Ja," sprach der Vater, „wir werden sie wieder sehen, Kinder, schön und verkläret, wie die Sonne am heitern Morgenhimmel."

*

Das Bild des Lebens ist die schöne Sonne,
Sie erfüllt mit Freud — gibt Frucht und Wonne.
Ihr heut'ger Untergang gleicht dem zeitlich' Leben;
Ihr Aufgang morgen — mahnt ans ew'ge Leben.

17. Die reifen Korn-Aehren.

(Siehe die zweyte Vorstellung des Titelkupfers.)

Augustin war ein Knabe von hellem Verstande, und großen Fähigkeiten. Was immer in der Schule gelehrt wurde, das faßte er richtig und schnell, und er übertraf an Erkenntniß alle seine Mitschüler. Der Lehrer hatte deßwegen große Freude an ihm. Aber mit Betrübniß hatte er auch bemerket, daß der Knabe täglich zunahm an Trotz und eitler Einbildung; denn er sah über andere Knaben mit verachtendem Stolze hinweg, und sein Mund war immer voll Prahlerey und hochmüthiger Worte. — Da jammerte den Lehrer des aufgebläheten Knaben, und er dachte in seinem Sinne: „Was nützet ihm doch sein Verstand, und das Vielwissen — ohne die Güte und Demuth des Herzens! Es wird doch nichts aus ihm, wenn er nicht geheilt wird von seiner stolzen Einbildung." Er führte also den Knaben eines Tages hinaus in das Saatfeld. Es war eben die Zeit, da die Früchte des Ackers herangereift waren, und hier und da banden die Schnitter schon Garben.

Sie standen vor einer schönen Kornbreite, und die Aehren rauschten im Winde.

Da sprach der Lehrer: „Mein lieber Augustin! du siehst hier mancherley Aehren. Die einen erheben ihr Haupt stolz zu dem Himmel empor, die andern aber neigen es tief zur Erde hernieder; sag einmahl, welche von beyden ziehest du vor?

„Die ersteren," antwortete der Knabe, ohne sich lange zu besinnen, „denn es geziemet dem Hohen vor dem Niedrigen doch immer der Vorzug."

„So scheint es," versetzte der Lehrer, „aber du weißt wohl, der Schein betriegt uns gewöhnlich. Komm nur einmahl, und sieh!" Und der Knabe trat hinzu, betrachtete die Aehren genauer und sprach: „Ach! ich habe geirret; denn taub ist jegliche Aehre, die da em-

vor steht, und ich finde kein Körnlein darin. Aber schwer von Segen, und voll Körner sind alle, die sich hernieder neigen zur Erde."

Da antwortete der Lehrer und sprach: „Sieh, da hast du nun ein Bild des Stolzes und der Demuth gefunden. Sag mir, mein Lieber, wolltest du denn dem tauben, leeren Halme lieber gleichen, als der vollen, gesegneten Aehre?"

Der Knabe schwieg, und schlug seine Augen beschämt nieder; denn er nahm die Worte des liebreichen Lehrers zu Herzen, und er fing von dieser Zeit an, stille und voll Demuth zu wandeln. Und der Lehrer, und alle Menschen liebten ihn nur desto mehr; denn er nahm jetzt zu an Milde und Bescheidenheit mit jeglichem Tage.

*

Demuth und Bescheidenheit,
Das sey euer Ehrenkleid.

---

18. Das Splitterchen im Auge.

Ein Vater ging eines Tages mit seinem Söhnlein hinaus in das nahe Gehölze. Munter wandelte Hänschen, so hieß der Knabe, von einem Baume zum andern, und was immer sein Auge erblickte, erhöhte die Freude seines schuldlosen Herzens. Da kamen sie zu einer Eiche, an welche eben zwey rüstige Männer Hand angelegt hatten, um sie zu fällen. Hänschen verweilte mit Lust; denn es gefielen ihm die gewaltigen Hiebe, und er hatte noch nie eine Eiche fallen gesehen. Jetzt sprang auf ein Mahl dem zu nahe lauschenden Knaben ein Splitterchen ins Auge. Ach! da lief er traurig und erschreckt zum Vater, rieb mit der Hand am Auge, und das helle Wasser rann ihm, wie ein Thränenbächlein, über die Backen herunter; und er konnte nicht ruhen, bis endlich der Vater das Splitterchen

fand, und es mit vorsichtiger Hand aus dem Auge her-
aus zog.

„Ach des blinden, thörichten Menschen!" sprach
nach einiger Weile der sinnige Vater. „Das kleinste
Splitterchen im Auge läßt ihm keine Minute we-
Ruhe noch Rast, bis es endlich heraus ist; aber den
Balken im Herzen kann er Jahre lang behalten, ehe
daß es ihn kümmert, denselben hinaus zu schaffen!"

„Aber sag mir, mein Vater," fragte der Knabe,
„was ist denn der Balken im Herzen?" „Das ist, lie-
bes Kind," versetzte der Vater, „z. B. die bittere
Feindschaft, oder die sündhafte Lust, oder irgend eine
andere Leidenschaft, welche den Menschen der Reinheit
und Ruhe seiner Seele beraubt."

Darum, mein Sohn! merk es dir für jeglichen
Tag deines Lebens: Was immer den Frieden, und die
Freude deines Herzens stören will — ruhe nicht, bis
es heraus ist, wie beym Splitter im Auge. Denn ein
gutes, argloses Herz ist doch unendlich mehr werth, als
ein gutes, unbeschädigtes Auge."

*

Richtet euer Herz und Sinn
Auf der Tugend Freuden hin;
So wird euer Leben rein
Von des Lasters Vorwurf seyn.

---

19. Die verschiedene Blumenwahl.

Ein Gärtner hatte drey liebe Kinder, Rudolph, Al-
bert und Lieschen mit Nahmen. Munter gingen sie
eines Tages im Garten umher, und betrachteten mit
Lust die Pracht und die Schönheit der mannigfaltigen
Blumen.

„Sag einmahl, lieber Bruder," fing Rudolph
an, „welche Blume gefällt dir am besten?"

„Vor jeder andern gefällt mir," erwiederte Albert, „die Lilie; denn sieh nur, sie ist so schön weiß, wie frisch gefallener Schnee, und glänzend wie ein milder Sonnenstrahl."

„Da hast du übel gewählt, mein Bruder," sprach nun Lieschen, seine Schwester, „mag die Lilie immerhin schön seyn, so fehlet ihr doch, was uns jede Blume vorzüglich werth macht, die Annehmlichkeit des Geruches. Da ist mir die Nelke viel lieber; denn sie ist wohl eben so schön, und wohl noch schöner, als deine Lilie, und dabey voll des lieblichsten Wohlgeruches."

„Keines von euch, ihr lieben Geschwister, hat noch das Beste gewählet," sprach jetzt Rudolph, der ältere Bruder: meine Lieblingsblume ist die Rose; denn sie übertrifft jede andere an Schönheit, und ihr Geruch ist viel feiner und milder als Nelkengeruch. Zudem ist der Vorrang der Rose schon längst entschieden, und sie ist und bleibt auch für immer die Königinn unter den Blumen."

„Kaum hatte Rudolph dieses gesprochen, so erschien der Vater im Garten, und Albert und Lieschen erzählten ihm hastig den Wettstreit, und bathen, er möchte entscheiden und sagen, welcher Blume wohl er den Vorzug einräume?

„Lasset, ihr Lieben, den unnützen Streit," sprach der Vater, „mir ist eine Blume so lieb und so werth, wie die andere, wenn jede zu der Schönheit und dem Nutzen gedeiht, wozu der Schöpfer die Kraft in sie legte. Wenn jede die Bestimmung erreicht, wozu ich sie in den Garten gepflanzt habe, dann sehe ich jede mit Herzenslust an, und pflege ihrer ohne Unterschied, und bewahre sie mit zarter Sorgfalt. Wenn sie mir aber im Keime oder in der Blüthe verderben, und so die Liebe der pflegenden Hand mit Undank vergelten, dann werden sie ausgerissen, die eine so gut

wie die andere, und in die Grube geworfen, darin das Unkraut vermodert."

„Nun sehet, lieben Kinder! die Welt ist Gottes Garten, und jeder Mensch eine Blume, die Gottes Hand dahin pflanzte. Der Mensch sey nun Taglöhner oder Bürger, Edelmann oder auch König: wenn jeder mit Treue wandelt in seinem Berufe, und die Bestimmung erreicht, wozu ihn Gottes Hand schuf, so ist dem lieben Gott der Eine so lieb und werth, wie der Andere; denn vor ihm gilt nicht das Ansehen der Person, sondern einzig die Treue. Verfehlet aber der Mensch seine Bestimmung, und gibt sich hin dem Verderben der Welt; so wird er auch vor Gottes Angesicht verworfen — ohne Unterschied, der König mit seiner Krone nicht minder, als der Bettler im zwilchenen Kittel."

Immer besser denken, immer besser werden,
Sey stets jedes Menschen höchste Lust auf Erden.

20. Das kleine Samen-Korn.

Es war ein freundlicher Herbsttag. Der Landmann war hinausgegangen, sein Feld anzubauen für das kommende Jahr.

Da ging ein frommer Vater mit seinem Sohne an einem Acker vorüber, wo eben der Säemann den Samen in das wohlgepflügte Land ausstreute.

Der Knabe hatte es lange mit Wohlgefallen betrachtet, wie aus der vollen Hand des Säemanns die Körnlein in die Furchen herniederfielen.

„Vater!" so sprach er jetzt, „da sieht man's nun recht, daß Gott allmächtig ist; denn das Samenkorn ist so klein, und doch wächst es zu einem schönen großen Halme empor!" „Du hast wohl Recht, mein Sohn," antwortete darauf der Vater, „der liebe Gott

bringt

bringt überall in der Natur aus dem Kleinen das Große hervor: aus dem winzigen Körnlein den schattigen Baum, aus vielen Bächlein den gewaltigen Strom, und aus dem kleinen Samenkorn den kräftigen Halm mit der vollen gesegneten Aehre."

„Und es gehet, mein Kind, in dem Reiche der Tugend und Wahrheit nicht anders, als in dem Reiche der Natur. Gleich dem Samenkörnlein kommen auch das Gute und Böse — klein und winzig — in das Herz des Menschen. Aber sie nehmen bald überhand, und werden unmerkbar mächtig und groß. Die größten Verbrecher haben mit geringen Fehltritten die Laufbahn des Lasters betreten, und alle Auserwählte des Himmels haben vorerst die Tugend im Kleinen geübet."

„Darum, lieber Sohn, nimm auch du den Samen der Tugend schon frühzeitig auf in dein Herz, und bewahre und pflege ihn mit sorgsamer Liebe. Sind es gleich nur erst die zarten, unansehnlichen Keime des Guten, was sich in der Seele des Knaben gestaltet, so denk nur: Bald und unmerkbar erhebt sich der unansehnliche Keim zur reifen gedeihlichen Frucht. Verschließ dagegen dein Herz der allerersten Reitzung zum Unrecht, und halte ja nichts für eine Kleinigkeit in Dingen, die dem allsehenden Auge Gottes mißfallen; sondern denke immer: Was jetzt nur klein ist, wird bald groß und gewaltig."

„O mein Vater!" sprach darauf das Knäblein mit gerührter Seele, „ich will sorgfältig meiden die allerkleinste Sünde, damit ich nicht in größere falle, und dich und den lieben Vater im Himmel beleidige."

*

Früh schon flamm' in meiner Seele,
Die Lieb für Tugend und für Frömmigkeit,
Der Lohn, wenn ich dieses wähle,
Ist hier Glück, und einst — ew'ge Seligkeit.

21. Die lieblichen Veilchen.

Ein Pächter hatte einen sumpfigen Moosgrund mit großem Aufwande von Mühe und Kosten trocken gelegt, um ihn fruchtbar zu machen. Eines Tages ging er mit seinem Knaben hinaus, um das getrocknete Land zu sehen. Jetzt war es mit fettem Gras überwachsen, und unter dem Grase blüheten liebliche Veilchen.

Munter, wie die Freude, lief der Knabe von einer Blume zur andern, und er sammelte bald ein schönes Sträuschen, und brachte es seinem Vater, damit er sich auch an dem lieblichen Wohlgeruche erquickte.

„Vater," so sprach der Knabe, „hast du denn auch diese Veilchen gepflanzet?"

„Ich habe," antwortete der Vater, „weder das Gras, noch die Blumen gepflanzet: ich habe nur Gräben gezogen, die Sümpfe zu trocknen, und dann das getrocknete Land mit fettem Dünger begeilet. Der liebe Gott aber segnete die Mühe, und ließ hervorwachsen reichliches Gras — unsern Herden zur Nahrung, und diese Veilchen sproßten daneben; damit wir uns freuen möchten ihrer Schönheit, und ihres lieblichen Geruches."

„Sieh, mein Kind, wenn wir arbeiten und unsere Pflicht thun, so schenkt uns der Segen des Himmels nicht nur das Nothwendige und Nützliche, sondern auch das Angenehme und Schöne, daran unser Herz sich ergötze. Denn Gott ist die Liebe, und dem liebenden Vater genüget es nicht, seinen Kindern die nöthige Nahrung des Lebens zu spenden: sondern er will auch, daß sie sich freuen, damit das erfreute Gemüth desto leichter sich öffne, des liebvollen Vaters in Liebe zu denken."

*

Die Erd' ist Gottes Güte voll!
Und nach treuer Väter Sinn

Thut Gott mildthätig Allen wohl,
Gibt uns Brot und Freude hin.

22. Das hochzeitliche Kleid.

Margaretha hatte von ihrer Ahnfrau ein schönes Kleid zum Geschenke erhalten. Es war von weißer, glänzender Seide, mit schön gestickten rothen Blümchen übersäet, und — dessen Saum mit feinen Spitzen verbrämt. Das Mädchen hatte daran eine unbeschreibliche Freude. Mit Herzenslust sah sie es unzählige Mahl an, und zeigte es jeder ihrer Gespielinnen, und der Gedanke an das schöne Kleid war ihr erster beym Aufwachen, und ihr letzter vor dem Einschlummern.

Als sie es aber am Hochzeittage ihres Bruders das erste Mahl anzog, da hatte sie das Unglück, beym Essen einen Flecken in das hochzeitliche Kleid zu bringen. Bitterlich weinte das Mädchen, als es nach Hause kam, und der Mutter den Unfall erzählte. — Nach einiger Zeit begegnete es ihr wieder, daß sie das Kleid mit zwey andern Flecken beschmutzte. Es schmerzte sie zwar, aber lange nicht mehr in so hohem Grade, wie das erste Mahl, und sie vergoß nun schon keine einzige Thräne mehr.

„Sieh, meine Tochter," sprach jetzt die verständige Mutter, die dieses bemerkt hatte, „es gehet mit der Unschuld, wie es dir mit deinem schönen Kleide erging; denn es ist die Unschuld so recht das hochzeitliche Kleid der unsterblichen Seele."

„Man achtet und schonet das schöne Kleid, so lange es rein und unbefleckt ist. Wird es aber mit dem ersten Flecken verunstaltet, so betrübt und ärgert man sich. Indeß ist es nun einmahl geschehen, und man schonet und achtet es weniger. Viel gleichgültiger sieht man den zweyten Flecken an, merkt kaum mehr auf den

dritten und vierten, und in kurzer Zeit ist das schöne Festkleid ein verworfener Lappen."

*

D'rum zittre vor dem ersten Schritte,
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

---

23. Die Berg-Reise.

In einer von Gebirgen umschlossenen Gegend lebte ein edelgesinnter Vater mit seiner Familie auf einem schönen, friedlichen Landgute. Sein ältester Sohn hieß Sigmund. „Vater!" sprach dieser einmahl zu ihm, „ich bin nun schon zwölf Jahre alt, und noch nie habe ich einen unserer Berge bestiegen!"

„Nun denn," sagte darauf der Vater, „wenn du diese Woche hindurch recht fleißig und gehorsam seyn wirst, so will ich dir am nächsten Feyerabende die Freude machen, und mit dir einen derselben besteigen."

„Gewiß, liebster Vater! will ich recht folgsam seyn," sprach der Knabe.

Der Feyerabend war erschienen, und der Vater hatte mit Sigmund die Reise nach dem höchsten Berge in der Gegend angetreten. Nachdem sie über eine halbe Stunde weit aufwärts gegangen waren, da sprach der Knabe: „Ach mein Vater! wie bin ich so müde an allen Gliedern, und wie schwer wird mir das Athmen." Der Vater aber sprach ihm Muth ein, und sagte: „Nur munter vorwärts, mein Sohn! oben am Ziele wirst du dich freuen der ausgestandenen Mühe." Sigmund nahm nun alle seine Kräfte zusammen. Der Vater aber reichte ihm seinen Arm, daß er sich daran einhalten möchte, und so gelangten sie glücklich bis zu dem Gipfel des Berges. Hier lagerten sie sich unter dem Schatten der Bäume, wischten den Schweiß von der

Stirne, ruheten aus, und sahen mit Herzenslust hinab auf den langen steilen Weg, den sie zurückgelegt hatten. Die Luft, welche sie umwehete, war fein und mild, und sie athmeten so leicht, als wären sie neugeboren. Nicht ferne vernahmen sie das Murmeln einer Quelle, und in dem Grase erblickten sie mancherley schöne Blumen und Beeren, die der Knabe noch niemahl gesehen hatte. Sigmund ging hin, und trank aus der Quelle, und pflückte einige von den Blumen und Beeren. Die eine Hälfte der Blumen flocht er zu einem schönen Kranze, um ihn der lieben Mutter zu bringen; die andere Hälfte aber, die er in einen Strauß gebunden hatte, brachte er dem Vater, und sprach: „O mein Vater! wie wohl ist's mir nun wieder in meinem Herzen! und wie hat der kühlende Trank meine Seele erquickt! Verkoste nur einmahl von diesen Beeren, wie süß sie schmecken! und nimm diese Blumen, wie lieblich sie duften! So ein kräftiger Wohlgeruch ist in unserm ganzen Thale nirgend zu finden!"

„Nun ist uns die überstandene Mühe wohl tausendfältig belohnt!"

„Ja freylich, mein Sohn," erwiederte darauf der fromme Vater, „und du hast nun, durch eigene Erfahrung ein Bild des Tugendweges gefunden."

„Auch der Pfad der Tugend ist steil und mühsam zu wandeln; denn schmal ist der Weg, und eng die Pforte, die da führet zum Leben. Und: Das Reich Gottes leidet Gewalt; und nur die Gewaltigen vermögen einzudringen in das Heiligthum, welches da ist die göttliche Tugend. Wer aber Gewalt braucht, erreichet das Ziel, und findet am Ziele Ruhe und Freude, und jenen süßen Frieden der Seele, der sich nur fühlen, aber nicht aussprechen läßt, und in dem Himmel haben die heiligen Engel für ihn eine unverwelkliche Krone geflochten." Also redete der Vater. Der Sohn aber sprach mit bewegtem Gemüthe:

„O mein Vater! möchte eine solche Krone auch für mich geflochten werden! O ich will gewiß den Pfad der Tugend wandeln, und um darauf zu beharren, so viel Gewalt brauchen, als nur immer in meinen Kräften ist."

Und darauf erwiederte der Vater: „Wenn wir, liebes Kind! nur redlich thun, was wir können, so wird der liebe Gott treulich hinzu thun, was wir nicht vermögen. Denn gleichwie ich dir, da du matt und schwach werden wolltest, meinen Arm reichte, um dir Berg an zu helfen: also auch ist die Hand Gottes unsichtbar mit einem jeden, der da wandelt auf dem Pfade der Tugend, und es werden dem Ohnmächtigen höhere Kräfte vom Himmel gesendet, auf daß er nicht unterliege, sondern am Ziele frohlocke."

Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Voll Kampfes und voll Leiden;
Doch weiter hin führt er zum Heil,
Und zu des Himmels Freuden.

24. Die Hammer-Schläge.

Leopold war ein leichtsinniger, aber dabey gutmüthiger Knabe. Vor seinem jugendlichen Feuer hatte er nirgend weder Ruhe noch Rast. Er sprang und hüpfte, wo man ihn sah, und zerbrach mitunter nicht selten Krüge und Schüsseln, wenn sie ihm gerade in dem Wege waren. Oft hatten ihm die Aeltern seine Unbesonnenheit verwiesen, und Leopold versprach dann immer ernstlich, stiller und bedachtsamer zu werden; allein der leichtsinnige Junge hatte seiner Vorsätze bald wieder vergessen.

Da sprang er denn einmahl hastig auf die Bank, stieß mit dem Kopfe an eine gemahlte Tafel, und diese fiel sammt dem Nagel herunter. Da trat eben der Va-

er ins Zimmer, indeß Leopold verlegen und furchtsam hinsah auf das Gemählde, welches zum Glück unbeschädigt vor ihm lag.

„Unbesonnenes Kind!" sprach der Vater, „so sind also deine schönen Vorsätze schon wieder gebrochen?" „Liebster Vater!" so bath ihn der Knabe mit aufgehobenen Händen, „nur dieses Mahl verzeih mir noch; du sollst mich nimmermehr eines solchen Fehlers schuldig befinden. Erlaube nur, daß ich hingehe, und einen Hammer hohle, um das Gemählde wieder an seiner vorigen Stelle zu befestigen." Der Vater ließ es geschehen, und Leopold kam bald mit dem Hammer zurück, schlug ein Paar Mahl auf den Nagel, und wollte nun das Gemählde daran aufhängen.

„So bleibt sich der Leichtsinn doch überall gleich: was er thut, ist allemahl leichthin und oberflächlich gethan," sprach der Vater, ergriff dann selber den Hammer, und schlug den Nagel mit vielen starken Streichen in die Mauer hinein.

„Wozu doch, mein Vater," fragte ihn Leopold, „so viele, gewaltige Schläge?"

„Damit der Nagel fest und sicher halte in dem Gemäuer;" — versetzte der Vater, „hätte er vorhin fester und tiefer gesteckt, so würdest du ihn nicht so leicht losgemacht haben, und hätten deine Vorsätze fester und tiefer im Herzen gehaftet, du hättest ihrer nicht wieder so schnell vergessen. Denn was der wiederhohlte Hammerschlag dem Nagel ist, das ist die Erneuerung edler Entschlüsse dem menschlichen Herzen. Dir dünkte nach einem Paar Schlägen der Nagel schon fest. Allein du irrtest; denn er wird mit jedem Hammerstreiche noch tiefer in die Mauer getrieben. Alsdann mag man sich auf seine Festigkeit verlassen, und er kann ohne los zu werden auch schwere Lasten ertragen."

„Merke dir dieses, mein Kind, und erneuere ohne Unterlaß deine guten Vorsätze, und präge sie so immer

tiefer und tiefer in dein Gemüth; dann wirst du nicht so leicht wieder brechen."

Wie gern, ach! will ich künftighin
Dir folgen ganz mit Kinder-Sinn!
Guter Gott! ach, steh mir bey,
Daß mein Vorsatz kräftig sey!

25. Die arme Waise.

Marianne war das einzige Kind armer, aber gottesfürchtiger Taglöhnerleute. Ihren Vater hatte sie schon frühzeitig verloren. Die fromme Mutter ließ es sich nun in ihrem Witwenstande Tag und Nacht recht sauer werden, um sich und ihre Tochter ehrlich zu ernähren; vor allem aber erzog sie dieselbe in kindlicher Gottesfurcht; „denn," sagte sie oft zu ihr, „ich bin arm, liebes Kind, und kann dir einst Nichts hinterlassen. Wenn du aber nur Gott fürchtest, so bist du reich genug; denn er wird alsdann dein Vater seyn." Nachdem Marianne eilf Jahre alt war, da wurde ihre liebe Mutter krank, und zur nähmlichen Zeit brach nächtlicher Weile Feuer im Dorfe aus, welches so schnell um sich griff, daß, außer einem Paar Scheunen, im ganzen Dorfe nichts mehr gerettet werden konnte. Das kranke Weib ward in eine der gebliebenen Scheunen gebracht; aber der Schrecken und eine Verkältung thaten ihr so wehe, daß sie den Tag darauf starb.

Nun war Marianne eine wahrhaft arme, von aller Menschen-Hülfe verlassene Waise. Denn Niemand im Dorfe konnte oder wollte sich ihrer erbarmen. „Wir haben selber kein Obdach mehr," hieß es überall, „möge dir gleichwohl Gott helfen!"

Was wollte nun das arme Mädchen anfangen? Zu betteln schämte sie sich, und arbeiten konnte sie

nicht; denn sie war bisher immer noch in die Schule gegangen.

Weinend und wehklagend verließ sie also das Grab ihrer Mutter, und die Brandstätte des Dorfes, und ging fort, ohne zu wissen wohin.

Sie war schon einen weiten Weg gegangen, und hatte sich endlich in einem Walde verirret. Es war schon später Abend, und sie hatte noch keinen Ausweg gefunden. Traurig und voll Hunger — denn sie hatte den ganzen Tag nichts gegessen — legte sie sich also unter einem Baume nieder, um einzuschlafen. Aber mit dem frühesten Morgen erwachte sie wieder, und ihr Elend fiel ihr nun mit seiner ganzen Schwere auf das Herz. „Ach mein Gott!“ seufzte sie, „von Menschenhülfe bin ich verlassen: willst denn auch du mich verlassen?“

Innigst betrübt wandelte sie weiter, und suchte, ob sie nicht einige Beeren finden möchte, ihren quälenden Hunger damit zu stillen. Da hörte sie nicht ferne ein Thier kläglich ächzen. Sie ging der Stimme nach, und fand einen Fuchs, der mit wunden Beinen da lag, und sich nicht von der Stelle bewegen konnte. Mitleidig sah sie das kranke Geschöpfe an, und verband seine Wunden mit Moos und Gras, so gut sie es konnte. Das Thier schien ihr danken zu wollen, und streckte die Zunge nach ihr aus, als ob es nach Speise verlangte. „Armes Thier!“ sprach Marianne, „wohl kann ich deine Wunden verbinden, aber dir Speise zu verschaffen, vermag ich armes Mädchen nicht; denn ach! in dieser Wildniß werde ich wohl selber verschmachten müssen vor Hunger!!“

Kaum hatte sie also gesprochen, da flog ein Geyer vorüber; der ließ ein geraubtes Lämmchen aus seinen Klauen gerade vor das kranke Thier herniederfallen. — In stummer Betrachtung sah Marianne dem armen Geschöpfe zu, wie es die erwünschte Nahrung so begierig

aufzehrte. Auf ein Mahl empfand sie leisen Trost in ihrer gedrängten Seele. „Du lieber Gott!“ sprach sie „nein, du kannst auch mich nicht zu Grunde gehen lassen, da du dieß arme Thier so väterlich ernährest.“ Und nun fiel ihr auch das Lied ein, welches ihre Mutter in traurigen Stunden so oft gesungen hatte. Sie warf sich auf ihre Kniee nieder, und sang es nun auch mit vertrauensvollem Gemüthe:

„Sieh, die Vögel in den Lüften,
Sieh, das Wild in Felsenklüften,
Fisch' im Wasser, Thier' im Wald
Finden Speis' und Unterhalt.
Sollte denn der Mensch allein
Von seinem Gott verlassen seyn?“

Nachdem sie das Lied geendet hatte, erblickte sie zuerst einen Hund, dann einen Jäger nebst einem vornehmen Herrn, welche die Spur des Thieres in die Nähe geführt hatte. Marianne erschrack, als sie dieselben erblickte. Der vornehme Herr aber nahete sich ihr liebreich, und fragte sie, was sie hier mache, und was für ein schönes Lied sie denn gesungen hätte?

Marianne erzählte ihm nun mit weinenden Augen ihr trauriges Schicksal, und bath ihn, sich ihrer zu erbarmen. Der vornehme Herr, welcher ein Edelmann aus der Nachbarschaft, und von edlem Gemüthe war, wurde durch die Erzählung innigst gerührt, und er reichte ihr aus der Jagdtasche zu essen hervor, und nahm sie hernach mit sich auf sein Schloß zurück. Hier ließ er sie in allen weiblichen Arbeiten unterrichten, und sorgte für sie mit väterlicher Liebe sein Lebenlang. Und so ward es auch an Marianne wahr:

*

„*Wer Gott vertraut,*
Hat wohl gebaut.“

26. Der Donau-Strom.

Ein Lehrer wandelte einst mit einigen seiner Schüler an dem Ufer der Donau. Lange verweilte ihr aufmerksamer Blick bey den gewaltigen Fluthen; denn sie wälzten sich ruhig hinab, und glichen einem ungeheuern, geglätteten Spiegel. Da fragte ein Schüler: „Liebster Lehrer! wie ist es doch möglich, daß der große und mächtige Strom dennoch so stille und geräuschlos dahin fließt?"

„Dieß kömmt von seiner Tiefe," versetzte der Lehrer; „denn ihr wisset ja wohl, meine Lieben: Nur seichte Wässer rauschen; was tiefen Grund hat, fließt still und sanft dahin."

„Und also ist es auch in dem Leben des Menschen. Nur seichte Thoren sind es, die da viel Lärm machen, und durch Geräusch ihre Schwäche und Unwissenheit ankünden."

„Das Leben des Menschen, dessen Kraft und Tugend tiefen Grund hat in seinem Gemüthe, ist stille und geräuschlos; denn er weiß ja: Worte thun's nicht, denn sie machen den Menschen nicht groß; sondern das Werk lobt den Meister."

Da erhob ein anderer Knabe seine Stimme und sprach: „Lieber Lehrer! ich wüßte wohl auch zu dem Flusse ein Gleichniß zu finden; aber ich kann's nicht recht sagen." „Rede nur, wie du es weißt," versetzte der Lehrer, und der Knabe sagte darauf:

„Es ist mit der Zeit, wie mit dem Strome; gleichwie das Wasser vor unsern Augen verschwindet, also vergehen auch die Stunden."

„Ja wohl, meine Kinder," fuhr dann der Lehrer fort, „der eilende Strom ist das treueste Bild der Zeit. Gleichwie die millionenmahl Millionen Tropfen, die in diesem Augenblicke vorüberfließen, unwie-

verbringlich dahin sind, also ist auch der Augenblick, da wir sie wahrnehmen, unwiderruflich verschwunden."

„Der Tropfen wie der Augenblick
Kehrt nimmermehr zurück."

Darum, lieben Kinder, wendet jede Stunde so an, daß ihr nie Ursache habet, ihren Verlust zu bereuen, und vergesset niemahl: „Die Zeit ist flüchtig; aber wir vermögen, ihr den Werth der Ewigkeit zu geben — durch weisen Gebrauch."

*

Rosen pflücket, wann sie blühn,
Morgen ist nicht heut,
Keine Stunde lasst entfliehn,
Flüchtig ist die Zeit.

27. Der liebliche Zeisig.

Die kleine Elisabeth hatte einen Zeisig, welchen sie liebte über die Maßen; denn er war schön, und sang lieblich von Morgens bis Abends. Sorgfältig gab sie ihm täglich zum Futter Hanfkörner, süße Milch und weißes Brot, und das Vögelein liebte sie wieder, und that überaus schön und freundlich mit ihr. Es hüpfte ihr auf die Schultern, und pickte sie mit dem Schnäbelchen sehr liebreich, und wenn sie die Hand nach ihm ausstreckte, ließ es sich gerne von ihr haschen und liebkosen.

Da kam ein Mahl Hannchen, ihre Gespielinn, ins Haus, und wollte das liebe Thierchen, welches mit Elisabeth so zutraulich that, auch fangen, und ihm liebkosen. Aber da flatterte das erschreckte Vögelein scheu in dem Zimmer umher, und stieß sich erbärmlich am Fenster also, daß sein Schnäbelchen blutete. Als aber

Elisabeth sich dem Vögelchen nahete, so ließ es sich gerne wieder fangen, und war wieder so zuthätig, wie sonst.

Da trat eben Elisabeths Vater ins Zimmer, und sie erzählte ihm hastig, was sich mit dem Vögelchen zutrug, und fragte ihn, woher es doch komme, daß der Zeisig gegen Hannchen so feindselig, mit ihr aber so zutraulich thue?

„Sieh, mein Lieschen," versetzte der Vater, „weil du das Vögelein liebest, und es täglich mit Speise und Trank emsig versorgest, so ist es dir dankbar, und liebt dich aus Dankbarkeit wieder, und thut deßwegen so schön und freundlich mit dir. Und damit, liebes Kind, gibt dir das Thierchen eine beschämende Lehre!"

„Deine Aeltern thun dir wohl unendlich mehr Gutes, als du dem Vögelein thun kannst. Denn es kostet uns viel saure Mühe und Schweiß, dir Nahrung und Kleider zu schaffen, und deine Mutter hat aus Liebe zu dir gar viele Nächte durchwacht, und manche Thräne geweint, und allerley Plagen ausgestanden, bis sie dich auferzog: und dennoch kannst du es so oft über dein Herz bringen, die liebe Mutter durch Ungehorsam zu betrüben!! Bist du also nicht undankbarer, als das unvernünftige Vögelein?"

Jetzt fing Elisabeth laut an zu weinen, lief eilig zur Mutter, fiel ihr um den Hals, bath sie um Verzeihung, und versprach es ihr unter häufigen Thränen, sie nimmermehr zu betrüben, sondern durch willigen Gehorsam ihr Freude zu machen.

*

Wer seine Aeltern stets dankbar liebt,
Sie durch Ungehorsam nie betrübt,
Dem geht es sicher gut auf Erden,
Der wird gewiſs recht glücklich werden.

28. Das Licht der Nacht.

Berthold, ein edelmüthiger Jüngling, hatte zwar nicht reiche, aber gottesfürchtige Aeltern, von denen er in frommer Einfalt erzogen war, und er hing mit inniger Liebe seines Herzens an ihnen. Ach! und nun starben ihm an einem bösartigen Fieber beyde in einer Stunde. Da ward die Seele des Jünglings innigst betrübt und voll Schmerz. „Ach mein Vater! ach meine Mutter!" schrie er nur immer, und Niemand war, der ihn zu trösten vermochte. Da ging er eines Abends hinaus in das freye Feld, ob da die Ruhe nicht wiederkehren möchte in seinem gepreßten Gemüthe.

Er wandelte einen langen Weg, schweigend und in düsterer Wehmuth versenkt, dahin, und fand am Ende eines Wäldchens eine ländliche Hütte — von einem Garten umgeben. Ein freundlicher Greis mit silberweißen Haaren kam ihm entgegen. Berthold erschrack, als er seiner gewahr wurde. Der alte Mann aber sprach voll Güte zu ihm: „Holder Jüngling! woher noch so spät? und warum so betrübt; denn deine Augen sind ja voll Thränen?" Der Jüngling erzählte ihm nun die Ursache seines Schmerzes, und darauf versetzte der ehrwürdige Alte: „Gerecht sind deine Thränen, mein Sohn, und ich bemitleide dich; doch vertrau' nur auf Gott: Er wird dir Vater und Mutter seyn." „Auf Gott vertrauen?! ach, mein Verlust ist unersetzlich, und ich sehe nichts vor mir, als Elend und Jammer!" So seufzte der Jüngling, und ein Strom von Zähren stürzte ihm aus den Augen. „Laß mich," fuhr er fort, „laß mich, lieber Mann, wieder zurückkehren, und den Schmerz ausweinen am Grabe meiner Geliebten; denn dieses allein mag mir die gedrängte Seele wieder erleichtern."

Der Greis aber ergriff seine Hand voll Liebe, und sprach: „Nicht also, mein Lieber! sondern vielmehr

komm herein in meine Hütte, ruhe aus, und was meine Armuth zu geben vermag, das steht dir bereitet zum Abendessen. Denn sieh, die Nacht bricht an; du könntest dich im Walde verirren, und auf schreckliche Abwege gerathen."

„Nicht doch;" erwiederte Berthold, „denn die Sterne funkeln am Himmel, und bald wird auch heraufsteigen der freundliche Mond. Sie werden mir leuchten in dunkler Nacht, daß ich des Weges nicht verfehle."

„Wohl, mein Sohn!" sprach jetzt der Greis mit feyerlichem Ernste, „du kannst also dem Mond und den Sternen vertrauen, daß sie dir leuchten in dunkler Nacht, und dich deines Weges sicher geleiten! Und Dem, der den Mond auf- und untergehen heißt, und die Sterne, wie Lämmer, am Himmel weidet, Dem kannst du nicht vertrauen?! Hat er denn nicht Hülfe für jegliche Noth, und Licht für jegliche Nacht?"

Diese Worte gingen dem Jüngling durch die Seele, und er fiel dem weisen Manne gerührt um den Hals, und sprach: „Mann Gottes! verzeih' mir. Mit Scham erkenne ich jetzt, und bereue meine Kleingläubigkeit. Ja, ich will von nun an Gott vertrauen; er wird mich nicht verlassen!" „Wahrlich, er kann, er wird dich nicht verlassen;" fuhr der Greis fort; „denn er ist vornehmlich der Waisen Gott, und der Verlassenen Vater."

Und nun ward der Jüngling hineingeführt in die Hütte, und der liebreiche Mann gab ihm von den Früchten des Gartens zu essen, und labende Milch zu trinken, und hörte nicht auf, seine betrübte Seele zu erheitern durch göttliche Worte.

Des andern Morgens aber dankte ihm Berthold mit Thränen im Auge für seine Liebe, und ging getröstet von dannen.

*

Das Herz, das auf Gott vertraut,
Hat auf sichern Grund gebaut.
Vertrauen blos dem Verstand,
Heisst bauen auf lockern Sand.

---

29. Der Sturm über Nacht.

Es hatte einst viele Wochen nicht mehr geregnet. Die sengenden Strahlen der Sonne drückten ermattend den Wanderer; es erblaßte die Flur; die Bäche und Quellen waren halb ausgetrocknet; die Blumen fingen an zu welken, und die ausgebrannte Erde schien zu verschmachten.

Da kam nun über Nacht ein Sturm, von einem fruchtbaren Regen begleitet, und die ganze Gestalt der Natur ward nun auf ein Mahl geändert. Da trat Vater Helwig mit seinem Sohne hinaus in das Satfeld, und erquickte sich an der Schönheit und Anmuth, womit die Erde nun wieder geschmückt war.

„Nicht wahr, mein Vater!" so sprach der Sohn, „nach dem Sturme glänzen die Strahlen der Sonne noch ein Mahl so herrlich, und mit neuer Lieblichkeit blühen und duften die Bäume und Blumen wieder, und die vorhin welkenden Pflanzen erheben neugestärket ihr Haupt von der Erde gegen das Licht des Himmels empor!!"

„Du hast wohl Recht, mein Sohn," antwortete der Vater, „und da siehst du, wie väterlich Gott die ganze Natur versorgt und regieret! Also regieret und erzieht er auch — seine Kinder — die Menschen; denn was Sonnenschein und Sturm der Natur sind, das sind die Tage der Freude und der Trauer dem menschlichen Herzen."

„Scheinet dem leichtsinnigen Menschen zu lange die blendende Sonne des Glückes, so wird die verblen-

dete

dete Seele dürr und kraftlos zum Guten, und er wendet gar bald sein Antlitz von Gott und dem Himmel hinweg, und kehret es nieder zur Erde, und wandelt — als ein Irdischgesinnter — im Staube, und hänget sein Herz an die Sünde."

»Nun aber verkehret Gott die Freude des Menschen in Schmerz, und sendet über ihn Stürme des Unglücks hernieder: da besinnet sich die Seele des Verirrten, und woferne er nicht zu dem Geschlechte der Verworfenen gehöret, erhebt sich sein Blick von der Erde zum Himmel, und er wendet sich weg von der Sünde zu Gott — und er stehet nun da in neuer Schönheit und Anmuth, und die heiligen Engel freuen sich seiner."

*

Im Feuer veredelt sich das Erz;
So der Mensch durch Unglück und durch Schmerz.

---

30. Die wüste Gegend.

Neben einem stillen Dorfe lebte auf seinem Landgute ein Edelmann, welcher sehr reich war, und von edlem Gemüthe. Er hatte einen Sohn, Nahmens Wilhelm, welchen er überaus liebte; denn der Knabe wuchs heran, lieblich und hoffnungsvoll, wie ein blühendes Bäumchen, das herrliche Früchte verspricht.

Nur hatte der Vater an ihm eine übermäßige Liebe des Geldes bemerkt; denn nichts ergetzte ihn mehr, als seine gesammelte Münze zu zählen, und wieder zu zählen. Wenn er irgend ein Gold- oder Silberstück zum Geschenke erhielt, so steckte er es begierig in seine Sparbüchse, und er gab alles Andere lieber weg, als etwas von seinem gesammelten Schatze.

Da fürchtete der Edelmann in seinem bekümmerten Vaterherzen, es möchte in dem Knaben überhand neh-

men der Geitz, und er sann daher frühzeitig auf irgend ein Mittel, die junge Seele zu bewahren vor dem schändlichen Laster.

Er machte sich deßhalb eines Morgens auf, und ging mit Wilhelm in eine ferne Gegend — über Berge und durch Wälder bis zur Mittagszeit. Die Sonne schien brennend heiß, und wie glühend war der Sand unter ihren Füßen. Den Knaben aber hungerte und dürstete sehr; denn sie hatten die Heimath verlassen, ohne etwas gegessen oder getrunken zu haben, und des Edelmanns Sohn hatte in seinem Leben noch niemahls Hunger gelitten.

Sie gingen noch eine Strecke fort; da warf sich der Knabe kraftlos hin auf den Boden, und sprach: „Ach mein Vater! wie bin ich so matt an meinem ganzen Leibe, und ich verschmachte beynahe vor Hunger und Durst!!" „Mein Sohn!" erwiederte der Vater, „hast du denn nicht einige von deinen Gold- oder Silberstücken bey dir?"

Da schlug Wilhelm beschämt die Augen nieder, und sprach voll Unwillen: „Ach! was nützet mir dieß? sie können mir doch nicht stillen den quälenden Hunger und Durst. O wie gern wollte ich jetzt all mein Erspartes hingeben für ein Stück Brot, und einen Becher voll kühlenden Wassers!!"

„Nun denn," sprach der Vater, „so laß uns wieder heimwärts kehren; denn hier in dieser Wüste ist nirgends eine Quelle oder ein Bächlein, noch auch ein fruchtbarer Baum, daß wir Erquickung finden möchten." Der Knabe erhob sich, und sie wandelten schweigend den Rückweg. Da kam ihnen ein armes Weib entgegen, das einen Korb in der Hand trug, und sie um ein Almosen bath. „Liebes Weib!" sprach Wilhelm hastig zu ihr, „was hast du denn hier in dem Korbe?"

„Etliche Stücklein Brot," versetzte das Weib, „und eine Flasche voll Milch, — lauter milde Gaben, die ich vor den Thüren gutherziger Menschen erhalten habe."

Jetzt hüpfte Wilhelm auf vor Freude, griff eilig in seine Tasche und sprach: „Da, liebes Weib, nimm all mein Geld, was ich habe, und gib mir dafür zu essen von deinem Brote, und zu trinken von deiner Milch."

Das Weib gab ihm beydes, und der Knabe aß und trank nach Herzenslust. Das arme Weib aber dankte für das reiche Geschenk, und schied unter tausend Segenswünschen von ihnen.

„O mein Vater!" sprach nach einiger Weile der Knabe, „wie ist mir nun wieder so wohl, und wie hat das Labsal meine Seele erquicket!!"

„Also, mein Sohn," versetzte der Vater, „erquicket es auch die Seele des armen und elenden Menschen, wenn ihm vermögliche Leute von ihrer Habe ein Labsal bereiten, und ihn speisen und tränken von ihrem Ueberflusse, auf daß er Linderung empfange in seinem Elende. Und der erquickte Arme segnet seinen Wohlthäter, und der liebe Gott im Himmel siehet mit Wohlgefallen auf ihn hernieder, und lohnet ihm die Barmherzigkeit zeitlich und ewig." „O mein Vater!" sprach der Knabe, „nun erst weiß ich, wie wehe es thut, Hunger und Durst leiden müssen! Nun will auch ich, so viel ich vermag, speisen die Hungerigen, und tränken die Durstenden. Laß dir, liebster Vater, dankbar die Hand küssen, daß du mich gelehret hast, die Gaben Gottes weise zu gebrauchen." — — Und Wilhelm hielt Wort; denn von jetzt an bekam er ein mitleidiges Herz, er behielt sein Spargeld nimmer in der Büchse; sondern ging hin, und theilte es aus unter die Söldner seines Vaters, und unter die armen Kinder des Dorfes.

Wer dieser Erde Güter hat,
Und sieht die Brüder leiden,
Und macht die Hungrigen nicht satt,
Läßt Nackende nicht kleiden.
Der ist ein Feind der ersten Pflicht,
Und hat die Liebe Gottes nicht.

---

31. Das gesegnete Weitzenfeld.

Schon war die Wintersaat reif, und der Landmann hatte die Schnitter gesendet, den reichen Segen des Feldes in die Scheuer zu bringen. Da ging auch der edle Herr des Dorfes Lindheim mit seinem Sohne hinaus in das nahe Weitzenfeld, wo seine Knechte und Mägde in Reihen standen, und jauchzend die unzähligen Schnitthäuflein einsammelten, um sie in Garben zu binden.

„Der Herr sey gelobt!" sprach der Vater, „denn reich ist die Ernte des Ackers, und groß der Nutzen, welchen mir bringen wird der schöne, ergiebige Weitzen!!"

„Aber, mein Vater!" sagte darauf der Sohn, „warum hast du denn des edlen Weitzens nicht noch mehr gesäet? Um wie viel reicher wäre die Ernte, wenn du auch noch jene Haber-Breite — dort neben dem Wäldchen damit angebaut hättest? Kärglich sproßte der Haber, denn das Unkraut erstickte den Samen. Schöner und nützlicher wäre die Breite, wenn sie dir auch so köstlichen Weitzen hervorgebracht hätte."

Und darauf versetzte der Vater: „Es erzeuget aber, mein Kind! nicht jegliches Land auch jegliche Frucht. Soll das Ackerfeld Weitzen hervorbringen, so muß es vorerst mit aller Sorgfalt wohl vorbereitet, und mit treuem Fleiße gepflegt werden; denn nur auf dem besten Grunde gedeihet das Edle."

„Also ist auch, mein Sohn, das Herz des Menschen der Grund, und sein Werk ist die Frucht, welche darin zur Reife gelangt."

„Nur in einem guten, sorgsam gebildeten Herzen kann die edelste Frucht im Reiche Gottes — die Tugend gedeihen. Versäumet man aber die Bildung des Herzens für Wahrheit und Tugend, so wird das Herz böse und verdorben, und wie könnten aus einem schlechten Grunde edle Früchte hervorgehen? Ein verwahrloseter Boden kann nichts, als Unkraut und Distel und Dornen erzeugen."

*

Die herrlichen Keime des Samens der Wahrheit und Tugend
Gedeih'n nur in guten und unschuld'gen Herzen der Jugend.

---

32. Der Rosmarin und der Lorber.

Neben einem Lorberbaume stand in bescheidener Schönheit ein Rosmarinstrauch. Da fing der Lorber an, sich über den Rosmarin stolz zu erheben, und sprach also zu ihm:

„Wie klein und unbedeutend stehest du doch neben mir! denn sieh nur einmahl herauf zu meiner herrlichen Krone; ihr Laub schmückt die Stirne des gewaltigen Siegers in Schlachten, der da Völker unterjochet, und Königreiche erobert."

„Aber deine Blätter, lieber Bruder, träufen auch vom Blute der Völker," erwiederte in Demuth der Rosmarin, „dagegen ein Kranz von meinen Zweigen geflochten, krönet das Haupt reiner Jungfrauen und Jünglinge, die da überwinden den Feind ihrer Seele; und ein Sträußchen von mir schmücket noch die kalte Brust dessen, der da vollendet hat den letzten Kampf der Natur. Sind also deine Zweige dem Menschen ein Zeichen

des Sieges über Andere, so sind ihm die meinigen ein Zeichen des Sieges über sich selbst!"

Lorber. Die Glücklichen, welche ich kröne, staunet die Welt an, und erzeigt ihnen Bewunderung und Ehrfurcht. —

Rosmarin. Allein die Welt blickt auch mit Furcht und Schrecken auf sie hin, und zittert vor den Schritten ihres Grimmes!! Die Auserlesenen aber, die ich bekränze, genießen der Freundschaft edelmüthiger Seelen, und Jedermann nahet sich ihnen mit Liebe.

Lorber. Wessen Stirne ich schmücke, dem eilet sein Volk frohlockend entgegen, und empfängt ihn mit Jubelgesang und lautem Triumphe. —

Rosmarin. Aber in das Jubelgeschrey seufzen und weinen Tausende, die im Elende schmachten!! Dem Edlen aber, dessen Haupt ich schmücke, schaffe ich den Beyfall, und die Ruhe eines guten Gewissens, und süßen Frieden mit seinen Brüdern — den Menschen.

Lorber. Die Nahmen der Helden, die ich kröne, werden in Erz und Marmor gegraben, und verewiget im köstlichen Denkmählern —

Rosmarin. Welche der Zahn der Zeit allmählig zermalmet, oder die Nachwelt zertrümmert!! Dagegen die Nahmen der Helden, welche ich kröne, werden aufgezeichnet im Buche des Lebens, und sie stehen angeschrieben im Himmel.

Lorber. Die erhabenen Häupter, deren Zierde mein Laub ist, empfangen nicht selten zum Lohne ihrer Thaten Fürsten-Kronen von schimmerndem Golde und köstlichem Edelgestein —

Rosmarin. Die ihnen nach wenigen Jahren ein Mächtigerer vielleicht, gewiß aber der Tod wieder entreißt!!

Dem Geschlechte der Auserwählten hingegen, deren Zierde ein Kranz von meinen Zweigen ist, tragen

die heiligen Engel eine unverwelkliche Krone entgegen, die ewig ist, wie Gott, und wie die Freude des Himmels! — —

Jetzt verstummte der Lorberbaum; denn er konnte der Kraft der Wahrheit nicht widerstehen. Der Rosmarin aber grünte in neuer Schönheit und Anmuth; denn er hatte der Unschuld das Wort gesprochen.

„Ihr Lieben, die ihr das leset! trachtet ihr nur, den schlauesten Feind in euerm Innersten, die böse Lust, zu besiegen, und so die Unschuld des Herzens zu bewahren: dann seyd ihr vor dem Richterstuhle der Weisheit größer und ehrwürdiger, als mancher Held, der mit Lorbern gekrönt ist. Denn man kann Völker besiegen, und dabey doch ein feiger und niedriger Sclave seiner Leidenschaften seyn. Wer aber sich selbst überwindet, der ist der achtungswürdigste Sieger, und der größte Held vor Gottes Angesicht."

*

Nur wer sich selbst besiegen kann,
Der ist ein wahrhaft grosser Mann.

---

33. Das Adler-Nest.

Ein Jäger durchstreifte mit seinem Knaben mehrmahl ein nahes Felsengebirge. Hier befand sich in einer weiten Kluft das Nest eines Adlers. Der Knabe bath seinen Vater, er möchte ihm erlauben, das Nest in der Nähe zu betrachten. „Nicht doch, mein Sohn," sprach der Vater, „die Befriedigung deiner Neugierde würde dir übel bekommen; denn der Adler bewahret sein Ey mit gar zärtlicher Sorgfalt, und wehe dem, der es wagen wollte, sich demselben zu nahen, oder das Ey zu verletzen!" Nach einiger Zeit aber fanden sie das Nest leer, und der Vater trat mit dem Knaben hinzu, und dieser betrachtete es nun von allen Seiten. Es war gebauet aus künstlich verflochtenen Stäben und Ruthen, und durch Schilf und mancherley

Zweige, wie mit Bindfaden, zusammengefüget. In der Mitte des Nestes aber lag die zerbrochene Schale eines Adler-Eyes.

„Aber sieh nur, mein Vater!" sprach jetzt der Knabe, „das Ey liegt ja zerbrochen im Neste! Verdienet denn wohl ein so zerbrechliches Ding so zärtliche Sorgfalt?"

Und darauf antwortete der Vater: „Der Adler, mein Kind, schützt und bewahret das zarte Ey nicht um der Schale, sondern um des Adlers wegen, den das Ey einschließt. Ein Mahl öffnet sich die Hülle, und der Adler gehet hervor, steiget auf zur Sonne, und kümmert sich nicht mehr der Hülle. Und hierin ist eine wichtige Lehre enthalten."

„Mit gleicher Sorgfalt soll auch der Mensch seinen Leib schützen und bewahren vor jeglichem Schaden; denn er ist die Hülle des Geistes, und es kann dieser Hülle kein Leid widerfahren, ohne daß auch mit leide der edle Bewohner, der in ihr lebet und wirket. Daher sind wir es dem Leibe schuldig, um des Geistes willen, seiner in vernünftiger Liebe zu pflegen, und ihn zu bewahren vor Unheil, bis die Stunde schlagen wird, da die Hülle zusammenfällt. Jetzt schwingt sich der Geist zur lebendigen Geister-Sonne, von welcher er ausging, empor, um sie ewig zu schauen, und läßt die Hülle dem Staube zurück, von dem sie genommen ward."

*

Die Sorge für den Geist
Ist nöthig allermeist,
Doch sorg' auch für den Leib,
Denn ein gesunder Leib,
Mit Kräften kann recht viel,
Bringt heiter uns zum Ziel.

34. Das gläserne Schüsselchen.

Die kleine Julie bekam einmahl von ihrer Baase ein gläsernes Schüsselchen zum Geschenke. Es war mit lieblichen Blumen bemahlt, und rund herum mit goldenen Streifen verziert. Das Mädchen freute sich ungemein, als es das glänzende Geschenk erblickte, und es eilte hinweg von der Baase, und lief im Uebermaß der Freude nach Hause. Aber da stieß das eilende Mädchen gerade vor der Thüre des Hauses an einen Stein, daß sie niederfiel auf die Erde. „Ach wehe! mein schönes Schüsselchen!" schrie sie, nachdem sie wieder aufgestanden war, und die Mutter erblickte, welche auf ihr Geschrey aus dem Hause gekommen war. Schluchzend erzählte sie der Mutter ihr Unglück, hob die Scherben auf, zeigte sie mit Wehmuth der Mutter, warf sie erzürnet auf die Straße, und sprach: „Pfui du brechliches Ding! ist deine Schönheit nur von so kurzer Dauer, so will ich auch die gleißenden Trümmer nicht länger mehr haben!"

„Ungerecht ist dein Zorn, liebes Julchen!" versetzte die Mutter, „denn was kann doch das Glas dafür, daß du es nicht sorgsamer bewahrtest? Du weißt wohl, mein Kind! unter allen brechlichen Dingen ist das Glas eines der brechlichsten; wird es aber fleißig bewahret, so kann es unzählige Jahre unversehrt erhalten werden. Sieh, liebe Tochter! ein eben so brechliches Ding ist es um die Unschuld des Herzens. Wird sie nicht mit treuer Sorgfalt bewahret, ach! so ist es in einem einzigen unbewachten Augenblicke um das edelste Kleinod der Jugend geschehen."

„Wirst du aber deine Unschuld mit heiliger Treue bewachen, und jeder Gefahr mit Behutsamkeit ausweichen; so wirst du auch das kostbarste Kleinod unbefleckt erhalten, und mit ihm Friede und Freude in deinem Herzen bewahren."

Dess' Tugend geht zu Grund,
Der nicht den Schein der Sünde flieht:
Er ist verloren schon,
Noch eh' er's schwarze Laster sieht.

---

35. Der Weidenbaum.

Isidor, ein kluger und bescheidener Dorfsführer, wandelte einst durch die Auen, worauf die zahlreichen Herden des Dorfes weideten. Er trug eine Axt auf der Schulter; denn er wollte sich einige Stäbe abhauen, um die jungen Baum-Stämme daran zu binden, die er neben seinem Hause gepflanzt hatte. Auf dem Wege traf er Michel, einen gutmüthigen Hirtenknaben an, welcher neben dem Schmerlenbache saß, und die hellen Thränen in das Bächlein weinte.

„Armer Knabe," sprach Isidor mitleidig, „warum weinest du so bitterlich?" „Ich sollte nicht weinen?" antwortete der Knabe mit Schluchzen, „ach, es lief mir ein Lamm von der Herde! Ich eilte ihm nach; da fand ich es unter den Händen eines Knaben, der es neckte. Glücklich befreyte ich es aus den Händen des Unbarmherzigen. Aber nun brach er einen Ast von dieser Weide da, und schlug aus allen Kräften auf mich und auf das Schäfchen. Da setzte das erschreckte Thier über den Bach; der Knabe aber lief davon, und ich sitze nun da, und kann nicht hinüber, um das arme Schäflein zu hohlen. Fluchen möchte ich diesem Unglücksbaume da. O du böse, böse Weide! wärest du nicht hier gestanden, ich hätte sicher mein liebes Lamm noch, und dürfte nicht weinen!"

„Deßwegen darfst du nicht weinen, lieber Michel," sprach Isidor mit freundlicher Stimme, „steh auf, laß uns einige starke Aeste von dem Baume hauen, und damit ein Brücklein über den Bach machen. Dann

magst du hinübergehen, und dein Schäfchen suchen." Sie machten es so; und als das Brücklein fertig war, ging Michel hoffend hinüber, blies auf seiner Hirtenflöte, und sieh, das Schäflein folgte dem gewohnten Schalle der Flöte, und kam hervor aus dem Dickicht des nahen Gesträuches, und Michel sprang voll Freuden dem lieben Thiere entgegen, und führte es frohlockend über das Brücklein zurück.

„Nun Michel," sprach Isidor, „willst du der Weide noch zürnen? War denn der Baum Schuld daran, daß du das Lämmlein verlorest, oder der muthwillige Knabe? Und sind nicht das Brücklein, das dich zu deinem Schäfchen hinüberführte, und die liebliche Flöte, womit du es locktest, sind sie nicht beyde von dem nähmlichen Baume?"

„Sieh, liebes Kind! es kömmt jede Gabe des Himmels gut aus der Hand Gottes, und sie wird nur in der Hand des Menschen mißbrauchet zum Bösen. Dieselbe Sonne macht das Wachs weich, und die Erde hart. Aus derselben Blume sauget die Spinne Gift, von welcher die Biene Honig einsammelt. Und eben so wird dieselbe Gottesgabe, womit der edle Mensch wohlthut und segnet, in der Hand des Bösen ein Werkzeug des Verderbens."

„Ich danke dir, Vater Isidor, für den weisen Rath und die lehrreichen Worte," sprach Michel, küßte ihm die Hand, nahm das Lamm auf seine Schulter, und trug es frohlockend zur Herde zurück.

*

Jedes Ding ist gut und schlecht,
Wie man es nur verwendet,
D'rum o Mensch! gebrauch es recht,
Dank Gott, der es gespendet.

36. Die gefangene Fliege.

Ein Vater saß eines Abends mit seinen zwey Söhnen in dem Schatten der Gartenlaube. Da erblickte Florian, der ältere Knabe, in der Ecke der Wand ein großes Spinnengewebe, und die Spinne war eben daran, eine Fliege, die sich in ihrem Netze gefangen hatte, zu haschen.

„Wart, du böses, heimtückisches Thier!" sprach Florian zur Spinne, „du sollst mir die Beute nicht haben! und befreyte die arme Gefangene.

„Dein Mitleid, lieber Bruder," sprach Kaspar, der jüngere Knabe, „ist wohl am unrechten Orte. Wie möchte ich mich doch der verachteten Fliege erbarmen, deren Unverschämtheit uns oft so lästig und zuwider ist?"

„Du irrest, mein Brüderchen," antwortete darauf Florian, „ich denke vielmehr, es wäre schön und edel gehandelt, einem jeden Geschöpfe, möge es gleich verachtet und lästig seyn, Mitleiden erzeigen, und es aus Noth und Gefahren erretten. Nicht wahr, liebster Vater?"

„Ja wohl ist dieses schön und edel," sagte darauf der Vater. „Möchtet ihr, lieben Kinder, nur immer an jeglichem Menschen, auch an eurem Feinde, gleiche Milde und Sanftmuth üben, und ihm das Böse mit Gutem vergelten!"

„Aber sag mir doch, lieber Vater," so fragte jetzt Kaspar, „wie kann denn die Fliege, welche, wie du uns einmahl sagtest, unzählbar viele Augen hat, dennoch so blind und so dumm seyn, in das Netz der Spinne zu gehen?" Und darauf antwortete der Vater: „Die lüsterne Fliege, mein Kind, eilet leichtsinnig nur immer von einer Lockspeise zur andern, und siehet, von der leidenschaftlichen Begierde geblendet, nichts als die Lockspeise, darnach sie gelüstet, und so stürzet

ße, mit ihren vielen tausend Augen wie blind, in das Fangnetz. Und eben so, lieben Kinder, ergeht es auch dem Leichtsinne der Jugend, welcher gedanken- und sinnlos von Genuß zu Genuß herumschwärmt, und in der leidenschaftlichen Hitze die Gefahren und Abgründe, an denen er schwebet, nicht siehet, bis er hineingestürzt ist. Denn Leichtsinn und Leidenschaft sind blind, weil sie nicht sehen wollen; und wer nicht sehen will, dem können hundert tausend Augen nichts nützen."

*

Verstand und Fleiss bringt Ehr' und Brot,
Flücht'ger Leichtsinn aber Schand und Noth.

---

37. Die Rosen-Knospen.

Theodor und seine Schwester Marie hatten einen Rosenstock, welcher ihnen besonders lieb war, und dessen sie pflegten mit emsiger Sorgfalt.

Beyde standen eines Tages neben dem Stocke, welcher Marien gehörte. Diese betrachtete ihn lange — in tiefen Gedanken versunken, und ihr Herz war betrübt. Da sprach der Vater, welcher ihnen zusah: „Was für Gedanken führest du doch in deiner Seele, meine Tochter! denn dein Antlitz ist nicht so heiter wie sonst?"

„Ach mein Vater!" erwiederte Marie, „ich hatte mir einige Knospen, die sich am Strauche zuerst bildeten, sorgfältig gemerkt. Vor wenigen Tagen noch erhoben sie ihr Haupt schön und anmuthig gegen den Himmel, und jetzt — stehen sie da blätterlos und verwelket! Da dachte ich in meinem Sinne: Die Rose ist so schön von Gestalt, und doch hat sie keinen Bestand; denn sie währet von heute auf morgen! und dieß ist es, was meine Seele betrübet; denn ich liebe die Rose vor allen Blumen des Gartens."

Und darauf versetzte der Vater: „Auch die Rose, meine Kinder, ob sie gleich unter den Blumen die edelste ist, hat das nähmliche Schicksal, wie alle ihre Schwestern: sie entstehet, ist nur ein Weilchen, und vergehet dann wieder."

„Und dasselbe Schicksal mit allen erschaffenen Dingen hat auch der Mensch. Ob er gleich unter den Geschöpfen der Erde das edelste ist, so ist doch sein Leib hinfällig, und sein Leben von kurzer Dauer. Denn schnell, wie die Zeit der Knospen, eilet die Zeit der blühenden Jugend vorüber; flüchtig sind die Tage des männlichen Alters, wie die Dauer der entfalteten Rose, und die Jahre des Greises rücken heran bald und unvermerkt, wie das Welken der Blume. — Darum, lieben Kinder, saget ja niemahl: wir sind noch jung; sind wir erst älter geworden, dann wollen wir weise seyn und thun, was Gott und den Menschen gefällt. Nicht also, meine Kinder! sondern ihr könnet nicht zu frühe anfangen zu arbeiten und Gutes zu wirken; denn schnelle und unvermerkt erscheinet die Nacht, da Niemand mehr wirken kann."

Indeß der Vater also redete, naheten sie sich dem Stocke, welcher Theodorn gehörte. Dieser war ihnen schon vorangesprungen, und betrachtete mit geschäftiger Freude eine Rose nach der andern. Da erblickte er auf ein Mahl eine Knospe, die angefressen war bis auf den Blumenkelch hinein, und es hingen nur noch einige zerrissene Blättlein am Stängel. Der Knabe jammerte sehr, und sprach: „Ach, lieber Vater! sieh nur, die allerschönste Rose ist mir nun auf ein Mahl verdorben!!"

„Da seht ihr, lieben Kinder," erwiederte darauf der Vater, „daß nicht jegliche Knospe zur Blume gedeiht. Raupen und Würmer zerfressen, oder muthwillige Kinder verderben sie gar oft schon in ihrer ersten Blüthe. Und also geschieht es nicht selten auch an den Menschen. Wer zur vollen Gesundheit und männlichen Kraft

gelangen will, der muß von Jugend an seinen Leib in aller Zucht und Ehre bewahren; denn der Leichtsinn, der mit dem Menschenleibe umgeht, wie muthwillige Buben mit Blumenknospen, und die schändlichen Werke der Verführung — haben schon unzählige Jünglinge und Mädchen verdorben, und ins Grab gestürzet in ihrer schönsten Blüthe."

„Darum, lieben Kinder, haltet euren Leib heilig, wie die edelste Blume im Garten Gottes, die man pflegt in Liebe, und in aller Wachsamkeit bewahret vor Schaden, damit sie gedeihe. Achtet ihn über alles hoch, wie ein heiliges Gefäß, das man mit aller Sorgfalt in Acht nimmt, und kaum zu berühren waget, um nichts daran zu verderben."

„Und wenn ihr das thut, so werdet ihr einst, der reifen Blume gleich, schön und kräftig dastehen, also, daß euer Anblick Himmel und Erde ergetzen müsse."

*

Des Leibes warten, und ihn nähren,
Das ist, o Schöpfer! meine Pflicht,
Muthwillig seinen Bau zerstören,
Verbiethet mir dein Unterricht.

---

38. Das Fischangeln.

Gottfried saß oft an dem Bache, welcher hinter dem Hause seiner Aeltern vorbeyfloß, und angelte Fische. Ein junger Erlenbaum stand neben dem Bache, und der kleine Fischer hatte sich immer im Schatten des Baumes gelagert; denn es schützte ihn das dichte Laub vor dem brennenden Sonnenstich, und die Fische suchten den Schatten, und er konnte sie hier am leichtesten fangen. Hatte er nun etliche Fische bekommen, so trug er sie freudig nach Hause; und wenn sie die Mutter ihm kochte, so aß er ein Fischlein, welches er selbst gefangen hatte, viel lieber, als die kostbarste Speise;

denn am süßesten schmecken die Früchte des eigenen Fleißes.

Gottfried hatte eines Tages lange vergeblich geangelt; da riß auf ein Mahl ein schwerer Fisch an dem Angel, und Gottfried zog eilig, und er zog, was er konnte, mit beyden Händen, und sieh: ein großer, großer Hecht war an dem Angel, und der Knabe freute sich schon in seinem Herzen des glücklichen Fanges.

Aber da streifte der unvorsichtige Junge im Taumel der Freude den zappelnden Fisch durch die Aeste des Baumes, und der schöne Hecht war schnell wieder los, und in das Bächlein gefallen.

„Ach! wehe!" schrie Gottfried, und warf zornig die Angelruthe von sich, weinte vor Aerger, und lief in der Hitze des Unwillens hinein in das Haus, hohlte eine Axt, und hieb die Erle mühsam zu Boden. „Fort mit dir, feindseliger Baum!" sprach er, „damit du mir nicht ferner meine Freuden verderbest."

Aber der thörichte Junge wußte nicht, was er that; denn er hatte sich jetzt sein unschuldiges Spiel selbst auf immer verdorben. Da die Fische den geliebten Schatten nicht mehr fanden, so biß auch keiner mehr an dem Köder, und so stand und saß der arme Knabe oft halbe Tage am Bächlein, schwitzte, ohne Schirm vor der brennenden Hitze erbärmlich, und vermochte nichts mehr zu fangen. Da fragte ihn einmahl der Vater: „Aber sag mir doch, Gottfried! immer noch gehst du so emsig ans Bächlein, und kommest allzeit so erhitzet, und mit leeren Krüglein wieder zurück."

Da ward der Knabe traurig, und schlug seine Augen nieder zur Erde. „Ach, mein Vater! ich habe übel gethan, und die voreilige That schon viel Mahl bereuet —!" so sprach er, und erzählte dem Vater, was ihm begegnete.

Und darauf erwiederte also der Vater: „Mein lieber Sohn! allzeit ergehet es so, wenn man mit Leidenschaft

thut,

Gut, was die Hitze der Ungeduld eingibt. Es entsteht gewöhnlich aus dem Schädlein ein zwey- und dreyfacher Schaden. Das kleinere Uebel gelassen ertragen, und es für die Zukunft durch kluge Vorsicht verhüthen — dieses, mein Sohn, ist weise gehandelt."

„Möge dieses das erste und letzte Mahl seyn, daß du, durch eigenen Schaden belehret, eine voreilige That zu spät bereuest!!"

*

Fehlst du hier und da ein Mahl,
Fehl nur nicht das zweyte Mahl.

39. Die singende Lerche.

Simon, ein siebenzigjähriger Landmann, war in steter Gottesfurcht und Arbeitsamkeit alt geworden. Seine silberweißen Haare waren eine rechte Ehrenkrone für ihn; denn er hatte sie gefunden auf dem Wege der Gerechtigkeit, und er war deßhalb, und seiner Klugheit und vielen Erfahrungen wegen überall geliebt und geehret, und von Jung und Alt mit Recht „Vater Simon" genannt.

An einem heitern Frühlings-Morgen, da die Blumen und Pflänzlein des Feldes schon blühten, und das freundliche Lied der Lerche die Freuden des jungen Lenzes verkündete, pflügte Simon für die kommende Sommersaat seinen Acker, und er war noch so munter, wie mancher in den Jahren der Jugend nicht ist, und dabey freundlich, wie die neubelebte Natur um ihn her.

Neben ihm wandelte Stephan, ein junger und redlicher Mann, welcher vor kurzem die Wirthschaft des Hauses übernommen hatte; denn es waren ihm seine Aeltern gestorben.

„Vater Simon!" so sprach er, „mein Herz hat dich allzeit verehret; denn du verstehest zu rathen, und klugen Bescheid von mancherley Dingen zu geben; auch hast du viele Jahre hindurch die Mühe des Lebens erfahren, und gewirthschaftet im Segen; denn Gottes Hand war sichtbar mit dir!"

„Sieh, ich bin noch jung, und des weisen Rathes der Alten bedürftig. Wohlan denn, so sag mir: was soll ich thun, damit mein Leben ähnlich dem deinigen werde, und daß Gottes Segen auch in meinem Hause einkehren möge?"

Da zeigte ihm Vater Simon hinauf gegen den Himmel, und sprach: „Du lieber Sohn meines seligen Nachbars! siehst du dort in hoher Luft schweben die muntere Lerche? Sie lehret dich, was du von mir begehrest."

„Sieh, in dem Acker sucht sie ihre Nahrung, und sie lebet und webet zwischen den Furchen der Erde, aber sie schwingt sich auch singend zum Himmel empor, und jubelt ihr Lied, und läßt sich dann wieder zur Erde hernieder."

„Also, mein Stephan, ist auch jeglichem Menschen, er mag Bürger seyn oder Bauer, auf und zwischen der Erde sein Tagwerk beschieden, jedem auf seine, und jedem auf andere Weise. Da soll denn auch der Mensch treulich die Hand an sein Werk legen, und sich nicht verdrießen lassen der Mühe; denn es stehet geschrieben: „Du sollst dir dein Brot im Schweiße deines Angesichtes verdienen!" Aber von der Erde soll er sein Herz zu dem Himmel erheben, und bethen mit Andacht; denn die Kraft und der Segen kommen von oben herab, und dann — mag er wieder neugestärkt schalten und walten. Unter Arbeit und Gebeth wird auch dein Leben schön, und im Segen dahinfließen; denn es bleibt ewig wahr, was das Sprichwort sagt:

„Arbeit mit Gebeth verbinden,
Macht uns Gottes Segen finden."

Vater Simon griff nun wieder an seinen Pflug; Stephan aber dankte ihm mit gerührter Seele für die lehrreichen Worte, und bewahrte sie sorgfältig in seinem Herzen.

*

Wer beth't und arbeit't,
Dem hilft Gott allzeit.

---

40. Die Pfütze und das Bächlein.

An einem freundlichen Morgen wandelte ein Landsmann mit seinen zwey Söhnen hinaus in das Feld. Der Weg führte sie bey einer Pfütze vorbey. Christian, der jüngere Sohn, verhielt sich die Nase. „Pfui," der abscheulichen Grube!" sprach er, „laß uns, lieber Vater, vorübereilen; denn unerträglich ist der Geruch des faulenden Wassers." „Laß uns, antwortete darauf der Vater, „lieber einen Augenblick verweilen: denn auch diese Pfütze soll euch, meine Kinder, ein ernsthaftes Wort der Lehre verkünden."

„Wie," sprach Christian mit Verwunderung, „die garstige Lache sollte uns etwas zu lehren vermögen?" „Ja freylich," versetzte der Vater, „denn der liebe Gott hat ja in der Natur deßwegen das Häßliche neben das Schöne gestellet, damit dieses um so lieblicher erscheine, und das Herz des Menschen desto leichter gewinne. Und so bleibt auch das Häßliche lehrreich für uns."

„Nun denn, lieber Vater," sprach Wilhelm der ältere Sohn, „ich bitte dich, verkünde uns das Wort der heilsamen Lehre!"

Und darauf begann der Vater also zu reden: „Diese Pfütze, lieben Kinder, stellet euch dar ein Bild des bösen, verdorbenen Menschen. — Wasser, welches

immerdar steht, muß endlich verderben, und faul werden."

„Also verdirbt auch der Mensch, und versinket in Thorheit und Sünde, wenn er sich hingibt dem schändlichen Nichtsthun; denn Müßiggang ist jeglichen Lasters Anfang. — Verdorbenes Wasser ist ungenießbar für Menschen und Vieh; denn nur Kröten und Molche suchen darin ihren Aufenthalt, und an seinem Rande findet ihr nichts, als Brennesseln und stechende Disteln. Also auch, meine Kinder, stehet der verdorbene Mensch da — ohne Nutzen und Werth für die Welt — als eine elende Last seiner Brüder, und in seinem Innersten naget das brennende und stechende Gefühl eines bösen Gewissens. — Auch sehet ihr, wie selbst das Bild der herrlichen Sonne nur dunkel, und fast erloschen wiederstrahlet aus dem trüben, schlammigen Sumpfe."

„So, meine Lieben, verfinstert sich auch das Gemüth des versunkenen Menschen, und es erlischt in ihm allmählig das Bild der Gottheit. Ach! des armen unglücklichen Menschen, der da ohne Gott — in Nacht und Finsterniß wandelt!!"

So sprach der Vater, und ging nun hinab in das nahe Wiesenthal. Die Söhne folgten ihm schweigend und sinnend; denn sie nahmen die Worte des Vaters zu Herzen. Da faßte Wilhelm seine Hand, und sprach: „O liebster Vater! du hast uns ein Bild des bösen, verdorbenen Menschen gegeben; gib uns nun auch ein Bild des guten, edelmüthigen Mannes!"

„Dieß kann ich leicht," versetzte der Vater. „Ein solches Bild stellt euch vor Augen das klare Bächlein, welches durch unser Wiesenthal rinnet. Seht es nur an; — in steter Bewegung rieselt es fort, und darum ist auch sein Wasser so frisch und so helle. Dankbar empfängt der durstige Wanderer von ihm den kühlenden Trank, und

in kleinen Kanälen ergießet sich Segen über die nahen Gefilde."

„Also auch, meine Kinder, lebet der Edle in beständiger Thätigkeit, und wird niemahl müde, Segen zu schaffen, und wohlzuthun allen, die nach Erquickung verlangen."

„Die Ufer des Bächleins bekleidet liebliches Grün, und mancherley Blumen — das stille Veilchen, und das zarte Vergißmeinnicht, und Jedermann lustwandelt gerne daneben."

„Also auch wohnet in der Brust des edlen Menschen die stille Freude, und Jedermann nahet sich ihm mit Vergnügen, und die dankbare Menschheit vergißt nimmermehr, ihn ihren Liebling zu nennen." —

„Die Sonne endlich bildet sich ab in dem hellen, reinen Spiegel des Bächleins, und verschönert das Wasser. Also auch spiegelt sich, und wiederstrahlet in dem reinen Gemüthe des Edlen das Bild Gottes. Dieser glänzende Wiederschein verkläret sein Antlitz, und gießet darüber aus eine unbeschreibliche Milde und Anmuth." —

„Kinder!" sprach jetzt der Vater, „welches von beyden Bildern gefällt euch nun besser?"

„Das zweyte, liebster Vater, o das zweyte!" antworteten die Söhne, und riefen einmüthig: „Wäre ich — o Bächlein — dir gleich!"

*

In Andrer Glück sein eig'nes finden,
Ist dieses Lebens Seligkeit!
Und andrer Menschen Wohlfahrt gründen,
Schafft göttliche Zufriedenheit.

---

41. Die schönste Rose.

Munter ging die kleine Cäcilia an einem heitern Morgen im Garten umher, und suchte ein Paar wohl-

riechende Blumen, um damit ihrer lieben Mutter eine Freude zu machen.

Sie sprang auf den nächsten Rosenstock zu, und brach hastig die allerschönste Rose. „Ach!" schrie sie, und warf die Rose unwillig von sich, lief weinend und weheklagend zur Mutter, und zeigte ihr das blutende Händchen, und zwey lange spitzige Dörner darin, und erzählte ihr den Unfall mit bitterer Wehmüth.

„Armes Mädchen!" erwiederte die Mutter, „das hast du dir selber gethan! Hättest du die Rose mit Bedachtsamkeit, und langsam gepflücket; so hättest du weislich die Dörner vermieden, und die schöne Blume erhalten — ohne einigen Schmerz."

„Sehet, ihr Lieben," sprach jetzt die Mutter zu den übrigen Kindern, „wie es Cäcilien mit dem Pflücken der Rose erging, so ergeht es dem Menschen mit dem Genuße irdischer, auch schuldloser Freuden. Wer ihrer mit leidenschaftlicher Hitze, und ohne kluge Vorsicht genießt, dem werden nicht selten anstatt des Genußes, gewiß aber nach dem Genuße, Schmerz und bittere Wehmuth zu Theil."

„Geliebteste Mutter!" versetzte hierauf Hermann, der ältere Sohn, „dachte ich doch immer: die unschuldigen Freuden der Erde könnten genossen werden ohne einiges Leid?"

„Du irrest, mein Sohn," antwortete die verständige Mutter, „die Wahrheit ist diese:

„Auch der schuldlosen Freude sind zum Beweis ihrer irdischen Abkunft, Leiden auf den Rücken gebunden, wenn sie mit irdischem Sinne, d. h. mit Heftigkeit und unkluger Hitze — genossen wird. Wird sie dagegen mit himmlischem Sinne, d. h. mit dankbarem Aufblick zum Himmel, mit Mäßigung und weiser Vorsicht genossen, so ist sie erquickend, wie lieblicher Rosenduft — ohne den Stachel der Reue, und ohne schmerzliche Nachwehen."

Wer die Rose behutsam bricht,
Den stechen ihre Dornen nicht;
Wer bey Freuden sich nicht vergisst,
Und sie mit Mass und Ziel geniesst,
Der ist weise, lebt zufrieden,
Dem ist wahres Glück beschieden.

42. Blüthe und Frucht.

Im hellen Schimmer des Morgens wandelte Theodor neben seinem Vater im Garten. Es war in den ersten Tagen des freundlichen Mays, und die Bäume blüheten alle.

Theodor stand jetzt neben dem Birnbäumchen, welches ihm an seinem letzten Geburtstage der Vater geschenkt hatte. Die Blüthe des Bäumchens aber glänzte in den milden Strahlen der Sonne.

„Nicht wahr, mein Vater," sprach Theodor, „die Bäume sind doch niemahls schöner, als zur Zeit des Frühlings, da die volle Blüthe unser Auge ergetzet?"

„Ja wohl," versetzte der Vater, „sind die Bäume schöner im Frühlinge, da uns ihre wunderschöne Blüthe so wohl gefällt; aber nützlicher sind sie im Herbste, wo sie mit Früchten beladen da stehen, welche sie uns zur Erfrischung darbiethen. Also, mein Sohn, ist auch der Jüngling schöner in der Blüthe seiner früheren Jahre; aber nützlicher ist er als Mann einst, da die Blüthe in ihm sich gebildet haben wird zur reifen Frucht, welche ihn zum Segen der Menschheit machet." „Aber sag mir, mein Vater," so fragte Theodor, „was ist denn die Blüthe des Jünglings, die ihn so schön macht?"

„Das sanfte Errőthen der Unschuld," antwortete der Vater, „und die edle Geberde der züchtigen Scham — dieses, mein Sohn, ist

die köstlichste Blüthe der Jugend, und ihre eigene Schönheit."

Am nähmlichen Abende zog ein schweres Gewitter herauf, und verbreitete sich über die Gegend. Der ganze Himmel schien im Feuer zu stehen, und Schlag auf Schlag krachte schrecklich der Donner. Das Gewitter war von einem furchtbaren Sturme begleitet, und im nahen Walde brachen mehrere Eichen entzwey.

Als sich der Sturm endlich gelegt hatte, ging der Vater mit Theodor hinaus, um die Verwüstung zu sehen, welche der Sturm angerichtet hatte. Da standen nun die meisten Bäume entstellet, denn durch das Gewitter waren die Blüthen abgerissen oder verdorben. „Ach, ihr armen Bäume!" sprach Theodor, „nun ist eure Schönheit auf ein Mahl verschwunden!!"

„Und mit der Schönheit die Hoffnung des Nutzens;" setzte der Vater hinzu, „denn wie sollten sie Frucht bringen ohne die Blüthe?"

„Und wie könnte der unglückliche Jüngling ein nützlicher Mann werden, welcher nicht mehr erröthet vor jedem Gedanken und Worte, das ihm die Scham verbeut?! Darum, o Theodor! bewahre die schöne, kostbare Blüthe der Jugend; denn ist einmahl diese vernichtet, so ist auch die Hoffnung guter Früchte verloren."

Frage.

Was ist das Roth, das mein Gesicht
Auf ein Mahl überzieht? —
Frey aufzusehen wag ich nicht,
Und meine Wange glüht. —

Antwort.

Kind! wirst du roth,
So warn't dich Gott.

43. Das Steinwerfen.

Joseph und Andreas waren zwey Brüder. Eines Tages warfen sie mit Steinen nach einem ausgesteckten Ziele in die Wette. Lange hatten sie sich in Liebe mit einander unterhalten, und sie freuten sich sehr des unschuldigen Spiels. Aber da trafen sie einmahl beyde so nahe ans Ziel, daß jeder die Wette wollte gewonnen haben. Es entstand ein heftiger Streit unter den Brüdern; denn ein jeder sagte: Ich habe Recht, mein Stein ist der nächste beym Ziel. So stritten lange gegen einander. Da hob in der Hitze des Zorns Joseph seinen Stein von der Erde, und that damit einen gewaltigen Wurf auf den Stein seines Bruders, also, daß der getroffene Stein in mehrere Stücklein zerbrach. Andreas ward darüber erbittert, und er fiel wie wüthend über Joseph her, und wollte ihm ein Leid anthun. Aber der Vater, welcher ihnen nicht ferne zusah, kam herbey, und stiftete Frieden unter den entzweyeten Brüdern.

„Schämt euch, Kinder!" so sprach er, „der wilden Hitze, um einer solchen Kleinigkeit wegen."

„Sehet hier an den Trümmern des Steines den endlichen Ausgang des unbändigen Zornes!"

„Wenn ihr zwey harte Steine an einander stoßet, so wird einer oder der andere immer zerbrechen. Werfet ihr aber den härtesten Stein auf weichen Grasboden hin, so wird der Stein unverletzt bleiben."

„Also, meine Lieben! muß es auch immer zu Zank und Hader, ja wohl zur Verwundung und Todtschlägen kommen, wenn erhitzte Menschen an einander gerathen, deren einer dem andern nichts nachgibt. Begegnet dagegen dem Zornigen ein sanftmüthiger Mensch, der ihm mit Liebe auszuweichen verstehet, so bleibet der Friede ungestört unter ihnen."

„Darum, lieben Söhne, hasset den Zorn und die leidige Zanksucht; befleißet euch dagegen der Sanftmuth und der Geduld, und merket es euch euer ganzes Leben lang: Ein Quintlein Geduld ist mehr werth, als hundert Heuwagen voll Recht."

Beschämt sahen die Knaben einander an, und so oft sie in Zukunft wieder die aufbrausende Hitze anwandelte, da erinnerten sie sich der Worte des Vaters, dachten an den zerbrochenen Stein, und sie wichen einander aus in Liebe und Sanftmuth.

*

Trag Nachsicht gegen Jedermann,
Nur niemahl gegen dich;
Erdulde, was man dulden kann,
Nur Böse rächen sich.

---

44. Nichts und Alles.

Ein frommer Vater saß einmahl mit seinen Kindern im Schatten der Linde, welche neben seinem Hause stand, und genoß unter lehrreichen Gesprächen mit ihnen das Abendbrot. Er redete mit ihnen von den mancherley Wünschen der thörichten Menschen, daß sie immer nach etwas Anderm verlangen, und daß nur die Wenigsten das Rechte begehren.

Da meinten die Kinder, sie wollten schon etwas Rechtes, und wohl das Allerbeste verlangen, wenn's nur auf ihren Wunsch ankäme.

„Nun denn," sprach der Vater, „so laßt einmahl hören! was würdet ihr euch denn wünschen?" Da fing das jüngste Töchterchen Brigitta an: „Ich, lieber Vater, wünschte mir, daß ich recht schön wäre; denn die Schönheit gefällt Jedermann wohl; auch hat man ja schöne Leute überall lieb." — „Eitles Ding — mit deiner Schönheit!" fiel ihr Gottlieb, der nur ein Paar

Jahre älter seyn mochte, in die Rede. „Weißt du wohl, wie schön unsers Nachbars Fritz noch vor drey Monathen war, ehe ihn die Blattern so häßlich machten? Was hat er nun von seiner Schönheit? Und dann hast du ja von einem schönen Gesichte auch nicht zu essen, wenn dich hungert! Da will ich mich gerne um Schönheit nichts kümmern; sondern ich wünschte mir lieber, daß ich recht reich wäre; denn Geld regiert die Welt, und Reichthum verschaffet uns alles, was wir nur wollen."

„Lieber Bruder!" sprach jetzt Konrad, der älteste Sohn, „auch du hast noch nicht das Beste gewählet; denn sieh, Reichthum kann so schnell dahin seyn wie Schönheit, und wenn du mitten im Gelde sitzen und dabey ein dummer Wicht seyn würdest, so wärest du denn doch nirgends geachtet. Da wünschte ich mir lieber recht verständig zu seyn. Denn der Verstand überlebt Schönheit und Reichthum, und erwirbt uns Ansehen und Liebe bey allen vernünftigen Menschen."

Mit froher Selbstgefälligkeit, als hätte er das Rechte getroffen, blickte jetzt Konrad auf zu dem Vater und sprach: „Nicht wahr, lieber Vater, mein Wunsch ist der beste?"

Der Vater schwieg, sah nieder zur Erde, und schrieb mit seinem Stabe etwas in den Sand. Es waren einige Nullen. „Was sollen denn diese Nullen bedeuten? Was willst du damit sagen? mein Vater!" so fragte jetzt Konrad.

„Die Antwort auf deine Frage," erwiderte der Vater. „Denn sehet, lieben Kinder, Schönheit, Reichthum, Verstand und alle andere Güter der Erde sind in den Augen des weisen Mannes Nichts; sie gleichen eben so vielen Nullen. Alle diese, und noch mehrere Nullen gelten nichts ohne Eins. Setze ich aber Eins hinzu," (er setzte vor die Nullen im Sande das

Ziffer 1,) „so hat nun das, was vorher nichts galt, einen sehr großen Werth.“

„Dieses Eine aber, lieben Kinder, ohne welches alle Güter, die wir besitzen, nichtig und null sind, und mit welchem wir alles haben, was uns wahrhaftig noth thut, ist Gottesfurcht und Tugend. Denn es machet die Tugend allein den Menschen wahrhaft schön und reich, weise und glücklich.“

*

Wie nur die Einheit gibt der leeren Nulle einen Werth,
So auch Tugend und Verstand nur bestimmt des Menschen Werth.

---

45. Der kleine Ritter.

Ein weiser Vater, Wohlmuth mit Nahmen, wandelte eines Tages mit seinen Kindern durch die Fluren des Dorfes, und siehe, da erblickten sie nahe an dem Wege einen Knaben, der auf einem Pferde einherritt, und die Jugend des Dorfes hüpfte um ihn her, und schaute ihm zu. Der kleine Ritter lenkte den muthigen Gaul am Zügel, und das wohlgezügelte Thier folgte seiner Leitung, wie ein sanftmüthiges Lamm an der Schnur folget dem Hirten, und die Jugend des Dorfes freute und verwunderte sich sehr über die Geschicklichkeit des reitenden Knaben, und klatschte ihm Beyfall zu. Er aber saß und trabte einher stolz wie ein Sieger.

Aber der laute Beyfall machte ihn kühner, und er wollte jetzt noch mehr gefallen durch allerley Wendungen. Da fiel dem unvorsichtigen Jungen, im Taumel der Freude, der Zügel aus den Händen, und das Pferd sprengte mit ihm über Steine und Stoppeln davon. Schreyend und jammernd liefen die Knaben ihm nach, aber hinter einem Hügel war ihnen das Pferd mit dem Reiter schnell aus den Augen verschwunden.

„Ach des armen Knaben! was wird nun aus ihm werden?" riefen Wohlmuths Kinder; denn es war ihnen bange und traurig in ihrem Herzen.

Da sprach nach einiger Weile der sinnreiche Vater: „Seht, lieben Kinder! gleich einem wilden unbändigen Thiere ist die böse Begierde im Menschen. Wird sie durch stäte Wachsamkeit wie am straffen Zügel gehalten, so herrschet der Mensch über sie wie ein heldenmüthiger Sieger, und sein köstlichster Lohn ist Ruhe in seinem Gewissen, und der Beyfall Gottes und seiner heiligen Engel."

„Folgt aber der Mensch ohne Zaum und Zügel dem blinden Triebe der Begierde, so herrschet sie über ihn, und reißet ihn fort in einen Abgrund, darin er verloren geht ohne Rettung." Kaum hatte der Vater also gesprochen, da kamen zwey Jünglinge über den Hügel mit der Freudenbothschaft zurück: „Der kleine Ritter ist glücklich geborgen; denn es kam ein rüstiger Wandersmann desselben Weges, dem das Pferd zulief; und er fiel mit gewaltiger Hand dem schäumenden Thier ins Gebiß, und führet es nun sammt dem Knaben nach Hause." Da freuten sich Wohlmuths Kinder der fröhlichen Nachricht, und sprachen: „Wohl dem Knaben, daß er den freundlichen Wanderer fand!"

„Ja wohl ihm," erwiderte der Vater, „und wohl dem Jüngling und jeglichen Menschen, der da, hingerissen von der Begierde, bereits am Abgrunde schwebet; wohl ihm, wenn er noch findet einen liebenden Freund, welcher ihm mitleidig die Hand reicht, und ihn rettet aus dem nahen Verderben!"

*

Treue, Freundschaft und Geselligkeit,
Ebn't den rauhen Lebensweg, und streut
Uns Blumen der Freud und Seligkeit.

46. Der glänzende Mond.

Schweigend ruhte die Erde im sanften Schimmer des Mondes. Der Himmel war heiter, und nur hier und da zog ein Wölklein vorüber. Da wandelte ein Vater mit seinem Knaben nach Hause; denn sie hatten mit einander einen lieben Vetter besuchet, und sich ein wenig verspätet. Der Knabe sah immer mit besonderm Wohlgefallen hinauf zu dem Monde. „Sieh nur, mein Vater!" so sprach er, „zu der mächtig strahlenden Sonne könnte ich nicht aufblicken, ohne geblendet zu werden! Aber der liebe Mond glänzt so freundlich hernieder, und sein Licht — wie ist es so mild, so sanft, so bescheiden!" „Du weißt wohl, mein Sohn!" antwortete darauf der Vater, „der Mond hat keinen eigenen Glanz, sein Licht ist von der Sonne; und es ist gerade, als ob er dieß wüßte, und darum so stille und demüthig zwischen den Sternen wandelte, und es ist seine Gestalt nur desto milder und lieblicher. — Also, mein Kind, ist es auch mit dem gottesfürchtigen Menschen. Weil er wohl weiß, daß jegliche Tugend nicht bloß sein Werk, sondern vornehmlich Gottes Geschenk ist; indem wir ohne Licht und Kraft von oben nichts Gutes zu wirken vermögen, so geht er einher unter seinen Brüdern — still und voll Milde und Demuth, und seine Seele ist darum nur schöner vor Gott und den Menschen."

Kaum hatte der Vater dieses geredet, so zog eine dunkle Wolke daher, und verhüllte den Mond — wie hinter einen dichten Schleyer. Da jammerte der Knabe, und ward böse auf die feindselige Wolke.

„Sey ruhig, mein Sohn," sagte der Vater, „und harre des Ausganges! denn sieh, die dunkle Wolke ziehet vorüber, und der liebe Mond wird herrlicher wieder hervortreten." Und also geschah es auch. Bald war die Wolke gewichen, und der Mond ging hervor, und

sein Licht schien in neuem Glanze zu strahlen. Da freute sich das Herz des Knaben sehr, und der Vater sprach also zu ihm: „Sieh, mein Kind, wie dem Monde, so geht es gar oft auch dem gottesfürchtigen, tugendhaften Menschen. Es gibt nähmlich in der Welt überall Nichtswürdige, die da im Finstern wandeln, und es nicht leiden können, daß der Edle neben ihnen im Lichte stehe und glänze. Daher suchen sie seinen Glanz durch Lästerung und allerley böse Kunstgriffe zu verdunkeln. Aber am Ende triumphirt immer das Licht über die Anschläge der Finsterniß, und die Unschuld geht aus dem Kampfe hervor — in neuer Schönheit und Anmuth."

„Darum, lieber Sohn, werde du nur gut und edel, dann hast du die Bösen nicht zu scheuen; denn sie können dir so wenig schaden, so wenig ein Gewölke den Glanz des Mondes zu erlöschen vermag."

*

Fürcht' das Böse, nicht die Bösen,
Flieh das Laster, lieb die Wahrheit,
Hafs, Falschheit, Trug und Heucheley,
Und lebe stets der Tugend treu.
So kann Bosheit dir nicht schaden,
Und du trägst Sieg' und Ehr' davon.

---

47. Mensch und Thier.

Die kleine Adelheid hatte einen Blumentopf im Garten, dessen sie pflegte mit besonderem Fleiße. Da erblickte sie eines Tages ein Bienlein, welches sich gerade auf ihren Topf niedergelassen hatte, und Blüthenstaub sammelte.

„Du sollst mir meine schönen Blumen nicht verderben," so sprach das Mädchen unwillig, und griff nach dem Vögelein, es zu tödten. Aber die Biene

ließ ihren Stachel, und Adelheid schrie, und lief weinend zum Vater, und erzählte ihm den Unfall.

Der Vater nahm ihr den Stachel aus dem verwundeten Finger, und sprach liebreich zu ihr: „Sey jetzt nur still, liebes Kind, der Finger wird dir bald nimmer weh thun."

Da sprach Gustav, Adelheids ältester Bruder: „Es ist doch sonderbar, liebster Vater, ein jegliches Thier hat seine eigene Waffen: der Stier hat die gewaltigen Hörner, das Pferd seinen kräftigen Huf, der Hund das scharfe Gebiß, die Katze ihre spitzigen Krallen, sogar das gutmüthige Schaf hat seine dicke breite Stirne, um sich zu wehren. Nur aber der Mensch, das edelste Geschöpf Gottes, ist ganz wehrlos erschaffen, und vermag nicht einmahl, was die kleinste Biene vermag."

„Eben darum, mein Sohn," antwortete der Vater, „weil er das edelste Geschöpf, und Gottes Ebenbild ist. Deßwegen hat er eine Vernunft, um jederzeit mit Klugheit und Vorsicht, nach Recht und Gewissen zu handeln, und sich so zu bewahren vor Schaden."

„Aber sieh doch, liebster Vater," erwiederte Gustav, „wenn auch ein Mensch immer handelt nach Recht und mit Vorsicht, so gibt es doch überall böse und feindselige Leute, die ihn deßungeachtet schmähen, und ihm allerley Uebel zufügen."

„Geschieht dieses, mein Kind," sagte darauf der Vater, „so soll der Mensch gerade alsdann in seiner Würde dastehen, und offenbaren, daß er sey ein Bild Gottes auf Erde."

„Denn darum hat er nebst der Vernunft auch ein Herz, zu verzeihen seinem Beleidiger, und Freunde und Feinde zu lieben, gleichwie Gott liebet die Guten und Bösen. Darum hat er die beredte Zunge

zu

zu segnen, die ihm fluchen, zu trösten die Trauernden, und der Wahrheit und Unschuld das Wort zu sprechen."

„Darum hat er eine Hand, zu geben und wohl zu thun allen, die seiner Hülfe begehren. Und wenn seine Hand nichts zu spenden vermag, so hat er doch noch eine Thräne im Auge, zu weinen mit den Weinenden, und wenigstens durch brüderliches Mitleid sein Elend zu lindern."

„Dieß alles aber, mein Kind, mangelt dem Thiere. Es hat weder eine Vernunft noch ein Herz, weder eine Sprache, noch auch vermag es zu weinen. Es hat nichts als den blinden Trieb, von dem es gestossen wird, zu thun, was es thut. Deßwegen geht es einher, herniedergesenket zur Erde, und wühlet im Staube: denn es hat keine andere Bestimmung, als einst zu faulen und in Staub verwandelt zu werden. — Dagegen erhebet der Mensch, wie es dem Bilde Gottes geziemet, sein Antlitz freudig zum Himmel, wo sein Vaterland ist. Und nun, mein Sohn, sprich: willst du die Thiere des Feldes noch ferner um ihre Waffen beneiden?"

„Ach nein, liebster Vater!" antwortete Gustav, „sondern ich will nimmer aufhören, dem lieben Gott zu danken, daß ich ein Mensch bin."

*

Verstand und Herz zu haben,
Ist des Menschen Vorrecht vor dem Thier,
Sie unbenützt vergraben,
Wird zur schweren Sünd gerechnet dir.
Drum nütz', o Mensch, die kurze ird'sche Lebenszeit
Zu sammeln gute Thaten für die Ewigkeit.

---

48. Der abgerissene Zweig.

Helldorf, ein frommer Landedelmann, stand an einem heitern Frühlings-Morgen in seinem Garten. Das Gras und die Blumen des Feldes waren wieder erstanden; schon summte die muntere Biene mit emsigem Fleiße umher, die süße Beute zu hohlen, und die Vögel des Himmels sangen ihr freundliches Lied.

Helldorfs Gemüth war heiter und froh, wie die neue Gestalt der Erde; denn er gedachte mit dankbarem Herzen des reichen Segens, welchen ihm auch seine Fluren versprachen.

Da kam auf ein Mahl Peter, sein Söhnlein, eilig daher gesprungen, und rief: „Lieber Vater! komm nur einmahl zu jenem Birnbäumchen dort, komm nur und sieh!“ Der Vater folgte dem Rufe des Knaben, und ging mit ihm hin zu dem Bäumchen. „Sieh doch, mein Vater,“ sprach jetzt der Knabe, „wie das Bäumchen vor lauter Blüthen rundum so schön und so weiß ist; nur dieser Zweig da ist ganz dürr und schwarz, und es hängt auch nicht ein einziges Blüthenknöspchen daran. Woher mag denn dieses wohl kommen?“

Der Vater betrachtete das Zweiglein genauer, und sprach dann zum Knaben: „Siehst du denn nicht, liebes Kind, daß der Zweig los ist von seinem Stamme, und nur noch mit der äußersten Rinde daran hängt? Sieh, darum ist er so schwarz und erstorben; denn jeglicher Zweig, der von seinem Stamme getrennt wird, ist todt, und lebendig ist er nur so lang, als er mit seinem Stamme vereint bleibt.“

„Also, mein Sohn, verhält es sich auch mit dem Menschen. Seine Seele ist nur dann wahrhaft lebendig, wenn er glaubet an Gott, und durch den Glauben an ihn als mit dem rechten Stamme und der Wurzel innigst vereint ist. Scheidet aber der Mensch sich von Gott, so erstirbt seine Seele; denn Gott ist das

Leben des Geistes, gleichwie der Geist das Leben des Leibes ist."

„Nun, liebes Kind, begreifest du jetzt; warum dieses einzige Zweiglein nicht blühet?"

„Ach ja, liebster Vater!" antwortete der Knabe, denn ein todter Zweig kann ja nimmermehr blühen."

„Ja wohl, mein Sohn," erwiederte jetzt der Vater, „und so wenig der todte Zweig zu grünen und zu blühen im Stande ist, so wenig kann ein Mensch hoffen und bethen, der da geschieden von Gott ist; denn was die Blüthe an dem lebendigen Zweige ist, das ist in der glaubigen Seele das vertrauensvolle Gebeth. Wie sollte auch ein Mensch, der von Gott los ist, zu bethen vermögen? Denn da sein Herz nicht von Gott, sondern von der Erde und ihrer Lust voll ist, so vermag es auch nicht, sich aufwärts gegen Himmel zu schwingen; sondern es neiget sich hin, wo sein Schatz ist, und sinket hernieder zur Erde, wie dieser losgerissene Zweig dürr und kraftlos herabhängt."

Jetzt schwieg der Vater, und der Knabe sah ihn an mit bewegtem Gemüthe und sprach: „Wohl habe ich deine Lehren verstanden, mein Vater, und ich begreife es nun, daß der abgerissene Zweig auch keine Früchte zu tragen vermag."

„Wie könnte er auch," antwortete der Vater, „ohne die Blüthe, eine einzige Frucht bringen? Und eben so wenig, mein Sohn, kann ein Mensch, der da weggewendet von Gott ohne Glauben und Gebeth wandelt, edle Thaten vollbringen, die da für die Ewigkeit gelten. Denn was die Frucht an dem lebendigen Zweig ist, das sind in der glaubigen Seele fromme, Gott wohlgefällige Thaten."

„Sieh also, mein Sohn, gleichwie dir der todte abgerissene Zweig ein Bild ist des bösen, von Gott geschiedenen Sinnes; so sey dir das blühende Bäumchen ein Bild des frommen, gläubigen Menschen."

„Fest mit seinem Stamme und der Wurzel verbunden erhebet das Bäumchen sein Haupt zu dem Himmel, und bringet hervor die schöne köstliche Blüthe, und die köstliche Blüthe gestaltet sich bald zur edelsten Frucht.“

„Also ist auch der glaubige Mensch mit seinem Gott, als dem Stamm und der Wurzel, innigst verbunden, und er stehet da fest und gewaltig, und erhebet sein Herz und sein Antlitz froh und freudig zum Himmel, und vollbringet in Treue Gott wohlgefällige Thaten; denn es erzeugen lebendiges Glauben und Hoffen die Werke der heiligen Liebe.“ Peter nahm alle diese Worte des Vaters zu Herzen, und so oft er hernach das Birnbäumchen ansah, dachte er in seinem Gemüthe: Wäre ich, o Bäumchen, dir gleich!!

*

Ich glaube, Gott! was Jesus lehrt,
Und seine Kirche uns erklärt.
Ich hoffe einst ein ew'ges Leben;
Dieſs soll mir Kraft zum Guten geben.
O Gott! von Herzen lieb ich dich,
Und meinen Nächsten so, wie mich.

49. Das Feldkreuz.

Paul Schnitzer war ein Bauersmann in den Rheingegenden. Er hatte die Jahre seines Lebens allezeit in Glück und Segen gelebet; denn er verstand die Wirthschaft des Feldes, und war dabey fromm von ganzem Herzen. Er kannte keine größere Freude, als an Feyerabenden in den heiligen Schriften, oder in irgend einem andern nützlichen Buche zu lesen; deßwegen wußte er auch klugen Bescheid von geistlichen und weltlichen Dingen zu geben, und die Nachbarn besuchten ihn gerne, und wenn er zu reden begann, da schwiegen Alle, und hingen mit gespannter Aufmerksamkeit an seinem lehrrei-

chen Munde; denn, sagten sie, Gott hat dem Paul die Weisheit ins Herz gegeben. Eines Abends hatte er seine Aecker besucht, und er war zurückgekehrt zur Heimath voll stillen Vergnügens; denn dicht und schön stand sein Getreide, und die segenschwere Saat hatte sich herniedergeneiget zur Erde. „Gott Lob!" sprach er, als er bey den Seinigen angekommen war, „die Zeit der Reife ist da; in zwey Tagen mögen wir die Schnitter hinaussenden zur Ernte!"

Darüber war die Freude der Mutter und Kinder unaussprechlich groß, und sie gingen nun alle mit fröhlichem Herzen zum Nachtessen. Bald aber wurden sie aufgeschreckt durch ferne Donnerstimmen und leuchtende Blitze. Paul ging zum Fenster, und sah hin in die Ferne. Siehe! da zog ein schweres, schwarzes Gewölke furchtbar heran. Schnelle erhob sich ein Sturmwind; schrecklich heulte er durch die Wälder und Bäume. Auf ein Mahl ergoß sich der Himmel, und es fielen herab dichte Schloßen! Fürchterlich rauschte und klangs auf den Dächern; die Fenster klirrten und sprangen! „Ach mein Gott!" seufzte die Mutter, „nun ist alles dahin!" und die Kinder fürchteten sich sehr. „Seyd ruhig, meine Lieben," sprach in stiller Wehmuth der Vater, „denn die Hand Gottes ist über uns!"

Des andern Morgens gingen Männer und Weiber hinaus auf die Felder. „Ach meine Aecker! mein Flachsland," schrieen da Einige. „Ach mein Garten! mein Weinberg!" jammerten dort Andere, und weinten bitterlich; denn es war alles in Grund und Boden geschlagen, und überall ein Gräuel der Verwüstung. Da gesellten sich nach und nach die Männer des Dorfes zu Paul, welcher eben vor einem Feldkreuze stand, das durch den Sturm umgestürzt, und in zwey Stücke auseinander gebrochen war. Die Männer aber rangen die Hände und sprachen: „Ach verloren ist nun eines ganzen Jahres mühselige Arbeit! vergebens all der vergossene Schweiß!

Die Kindlein daheim und das Gesinde schreyen um Brot, und wir haben nun die Hände leer, und vermögen nimmermehr, ihnen den Hunger zu stillen!" „Das ist ein Kreuz!" sagten die Einen. „Ach! das ist ein großes Kreuz!" sagten die Andern. „Nachbar Paul," redete ein Dritter, „du hast uns so oft ermuntert in traurigen Tagen; weißt du ein Wort des Trostes in dieser Trübsal? o so verkünde es uns Armen!"

Da ermannte sich Paul und sprach: „Lieben Brüder! allerdings ist das Schicksal betrübt, welches uns traf; doch die Wege Gottes sind alle schnurgerade und eben. Er schicket dem Menschen niemahl ein Kreuz; das Kreuz machen wir uns immer erst selber!!"

Darüber verwunderten sich die Männer und sprachen: „Deine Rede ist dunkel, lieber Paul! sag' uns doch dieses mit deutlichen Worten." Und darauf begann Paul: „Sehet ihr da die zwey Balken von dem zerbrochenen Kreuze? Wenn ich nun beyde über- oder nebeneinander lege, in einer und der nähmlichen Richtung, so wird ja daraus niemahls wieder ein Kreuz. Wird aber der eine über den andern nach der Quere gelegt, dann erst entstehet ein Kreuz."

„Also verhält es sich auch mit dem göttlichen und menschlichen Willen. Wenn unser Wille allezeit Eins mit dem göttlichen ist — in den Tagen der Trübsal, wie in den Tagen der Freude, und wenn wir uns immer mit kindlichem Herzen in Gottes heilige Fügung ergeben, so werden wir nimmermehr klagen über Leiden und Kreuz. Sobald aber unser fleischliche Sinn widerstrebet den Anordnungen der göttlichen Weisheit, dann erst liegt uns ein schweres Kreuz auf der Schulter; wir versinken in Unmuth und Trostlosigkeit, und wissen uns nimmer zu helfen."

„Darum, lieben Brüder, wollen wir auch in dieser großen Noth niederfallen mit Hiob, und anbethen: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Herr

kanns zehnfach wiedergeben; gebenedeyt sey der Nahme des Herrn!!"

„Ja, er sey gebenedeyt!" stimmten die gerührten Männer mit ein, „denn es lebet ja noch der alte Gott!"

„Wahrlich er lebet, und speiset die Vögel der Luft, und kleidet die Blumen des Feldes. Er wird auch uns zu versorgen wissen; denn sein Nahme ist — Vater!" — So sprach Paul, und die Männer gingen getröstet, und voll stiller Wehmuth auseinander.

*

Kein Uebel ist mir so gar fürchterlich,
Denn Gottes Lieb und Macht beschützet mich;
Durch seine gute, treue Vaterhand,
Wird Noth und Elend von uns abgewandt,

---

50. Der Obstgarten.

An einem schönen Sommerabende liefen Lottchen und Fritz, zwey Kinder gut und fromm, wie kleine Engel, bey ihrer Mutter im Garten herum. Hier standen Aepfelbäume und Birnbäume, deren Aeste fast unter der Menge ihrer herrlichen Früchte zu brechen schienen, und ein Kirschbaum, der von oben bis unten voll süßer, reifer Kirschen hing. Der fiel den Kleinen besonders in die Augen. „Ach, sieh einmahl, liebe Mutter!" rief Fritz, „sieh die reifen Kirschen dort oben im Wipfel! Ach, wenn ich die doch herunter hätte! Soll ich nun ein Mahl schütteln, liebe Mutter? soll ich?" „Ja, Fritz!" sagte die Mutter, „schüttle immerhin, wenn du kannst; was herabfällt, das soll euer seyn!" — Und Fritz lief hin, den Baum aus allen seinen Kräften zu schütteln. Aber sieh! der Baum stand unbeweglich, und nicht eine einzige Kirsche fiel herunter. Betrübt lief er wieder zur Mutter, und sagte: Wie das doch so zugehen mag, daß ich den Baum gar nicht

bewegen kann, da ich doch voriges Jahr schon, als ich noch viel kleiner war, den kleinen Birnbaum dort mit den Zuckerbirnen hin- und herschütteln konnte, daß die reifen Birnen alle herunter fielen? — „Komm mit, Fritz!" antwortete lächelnd die Mutter, „ich will dir zeigen, wie es zugeht." Die beyden Kleinen liefen hinter der Mutter her, und diese wies ihnen in einiger Entfernung vom Kirschbaume, wie bis dahin noch die Wurzeln des Baumes reichten, die in den vielen Jahren, daß der Baum schon gestanden hätte, eben so, nur nicht vollends so stark, in der Erde fortgewachsen wären, wie der Stamm und die Krone des Baumes über derselben. Sie erklärte ihnen, wie aus den größeren Wurzeln viele kleinere heraus wüchsen, wie diese das Erdreich umklammerten, wie der Baum, durch Hülfe dieser vielen Würzelchen, welches lauter hohle Röhrchen wären, den Nahrungssaft an sich zöge, und wie er selbst sowohl, als auch die Wurzeln, dadurch immer neuen Zuwachs erhielten. Darauf machte sie ihnen begreiflich, daß der große Kirschbaum, mit seinen vielen und langen Wurzeln, ein weit größeres Erdreich umfasse, als das junge Birnbäumchen, und daß jener also auch viel fester stehen müsse, als dieses.

Dieses alles wies die Mutter ihren Kindern, und setzte dann mit herzlicher Liebe hinzu: „Eben so, liebe Kinder! geht es uns Menschen mit dem Gutseyn. Je länger wir die Tugend, das ist das Gute, üben, je mehr fassen alle unsere Kräfte darin gleichsam Wurzel, und desto unmöglicher ist es jeder Versuchung zum Bösen, uns nur zum kleinsten Wanken im Guten zu bringen, oder gar uns von dem guten Wege, auf dem wir schon eine Zeit lang fortgegangen sind, ganz abzureißen. Jetzt versteht ihr noch nicht ganz, meine lieben Kinder! was das sagen will; aber so viel könnt ihr doch schon begreifen: wenn das Birnbäumchen nie gepflanzt worden wäre, so könnte es auch nie groß, stark und so

ß werden, wie der Kirschbaum nun schon ist. Nicht ... Fritz! das könnte nicht angehen, wenn er nicht gepflanzt wäre?" — Nein, sicher nicht, liebe Mutter! — „Und wann ist er gepflanzt? da er schon groß war wie jetzt? oder" — — Nein, liebe Mutter! der Vater hat mir erzählt: daß er ihn, da er auch noch klein war, aus einem Kerne gezogen, und hernach einen Zweig vom Birnbaume hineingepfropft habe; sieh, so ist das kleine Bäumchen gewachsen. — Wärend dieser Unterredung waren sie zu dem Baume hingegangen, und Fritz streichelte sanft an dem Stamme des Baumes nieder. „Nun, lieber Fritz!" fuhr da die Mutter fort, „freue dich, er wird auch einst so groß und fest werden, und so viele Früchte tragen, als der Kirschbaum. Aber nicht wahr, das könnte er nicht, wenn er nicht gepflanzt wäre? — So pflanzet denn auch ihr, liebe Kinder! jetzt die Tugend oder das Gute in euere Herzen: das heißt, habt den lieben Gott und euere Aeltern und dann auch alle Menschen lieb, und thut gerne, was der liebe Gott durch euere Aeltern von euch fordert. Dann, Kinder! dann werdet ihr mit jedem Tage fester im Guten wurzeln, wie dieser Kirschbaum in der Erde, und werdet dann einst süße, erquickende Früchte auf euere Nebenmenschen tragen, wie dieser Baum sie euch jetzt gibt." Und nun bog die Mutter einen der schönsten Zweige des Baumes herunter, und pflückte den lieben Kleinen den ganzen Schooß voll süße Kirschen. Die kleine, sanfte Lotte schmiegte sich an ihre Mutter, und sagte: „Ja, liebe Herzensmutter! das will ich thun. Ich will Frömmigkeit und Tugend in mein Herz pflanzen, und der liebe Gott wird's darin recht schön aufwachsen lassen, wie er diesen großen herrlichen Kirschbaum hat wachsen lassen. Ach, wie habe ich ihn lieb dafür, und wie schmecken sie so gut, die Kirschen! Sollst auch vielen Dank haben, liebste, beste Mutter! daß Du sie uns gepflückt hast! Und sanft

schmiegte sie sich noch ein Mahl an ihre Mutter, und küßte ihre Wangen. Indessen lief auch Fritz herbey, der bis jetzt mit seinen großen offenen Augen auf Lottchen Acht gegeben hatte. Er griff nach der Mutter Hand, drückte sie herzlich, und sagte mit seiner gewohnten unverstellten Aufrichtigkeit: Ja, Mutter! ja! Was Lottchen gesagt hat, das wollen wir thun; gewiß, ich will gut und brav werden, wie Du mich haben willst, und wie die Leute sagen, daß mein Vater ist. — Die Mutter drückte gerührt beyde Kleinen an ihr mütterliches Herz, und dankte dem lieben Gott für die frohe Hoffnung, die ihr ihre Kinder machten, daß sie sie dereinst gut, oder welches einerley ist, glücklich sehen sollte. —

Früh schon befleisse dich der Frömmigkeit,
Sie gibt dir Freude, Glück und Segen;
Wer in der zarten Jugend sie nicht übt,
Bringt sie als Mann nicht mehr zuwegen.

51. Das Sonnenkäferchen.

Fritz. Wir haben genug gesammelt, Ludwig! Komm, laß uns zur Hütte kehren, daß deine Schwester noch vor Abends die Kränze winden kann.

Ludwig. So oft habe ich mich nach den Blumen gebückt, daß ich fast müde bin.

Fritz. Lohnte uns doch jede, wenn wir sie brachen, durch ihren süßen Geruch die Mühe. Aber sieh einmahl, mit den Feldnelken habe ich ein schönes Würmchen gesammelt. Wie sich's aus den Blättern hervor arbeitet. Sieh doch, wie fest es sich mit zarten Beinchen hält, wie schnell es läuft. Kann ich doch nicht einmahl zählen, hat es sechs oder acht Beinchen, so schnell läuft es.

Ludwig. Ich sehe nur die rothen Flügel an; wie Trinkschalen sind sie ausgehöhlt. Aber mein Vater kann die Trinkschalen so glatt nicht machen. Wie ordentlich sind die schwarzen Fleckchen auf das schöne Roth gesetzt!

Fritz. Jetzt dacht' ich: wenn der gute Gott weiter nichts gemacht hätte, als dieses schöne Würmchen, so wäre er gewiß schon künstlicher, als alle die klugen Hirten, von welchen uns Karl immer erzählt.

Ludwig. Und ich habe ihn auch recht lieb, den guten Gott! weil er dem Würmchen so viele Blumen gibt, wovon es sich nähren und worin es schlafen kann.

Fritz. Jetzt fliegt es fort, und blinkt in die Sonne hin. Aber Karl spricht immer: Gott habe nichts umsonst so schön gemacht. Aber seine schönen Flügel kann ja das Würmchen nicht sehen? — Nun flog es ins Gebüsch am Ufer; wer weiß, ob es ein Hirte oder Karl wieder siehet. —

Ludwig. Dort richtet sich Karl mit dem Hirten eben zwischen den Hagenbutten-Gesträuchen auf. Komm, wir wollen den Alten darum fragen; aber wir haben das Würmchen nicht mehr. —

Fritz. Laß es gut seyn, er kennt sie alle; und vielleicht hat er uns durch das Gesträuche gesehen.

Der Hirt. Sie kamen und fragten, und sahen bald in meine Augen, bald auf meine Lippen, ob ich etwas zu sagen hätte. „Kinder!" antwortete ich, „die glatten Flügel des Würmchens hat Gott nicht umsonst so schön gemahlt; machten sie doch, daß ihr an ihn jetzt dachtet, und euch über ihn freutet; so seyd ihr schon wieder besser geworden: denn jeder frohe Gedanke an Gott macht euch besser. Seht, nun freuet sich Gott darüber, und spricht: Ich habe das Würmchen nicht umsonst so schön in die Blumen geschicket, denn zwey Knaben sahen es, und dachten an mich; sie freuten sich über mich, und gewannen mich lieber."

Es ist kein Ding so klein, so grofs, so schwer,
Dafs nicht Zeuge von Gottes Weisheit wär,
Denn Gott hat alles, alles wohl gemacht,
Das merke dir, und nimm es recht in Acht.

---

52. Die verpflanzte Blume.

Ernest und Friedrich, eines Edelmanns Söhne, hatten einen gemeinsamen Jugendfreund, Klemens mit Nahmen, welchen ihre Seele liebte, als wäre er ihr dritter Bruder gewesen; und die drey edelmüthigen Jünglinge waren in treuer Freundschaft verbunden, wie ein liebliches Kleeblatt. Da starb aber Klemens an einem Fieber, und Ernest und Friedrich versanken in tiefe Trauer und Wehmuth.

Am späten Abende, nachdem Klemens begraben worden, waren Ernest und Friedrich mit ihrem Vater im Garten, und saßen in der Laube, wo sie in Gesellschaft ihres Freundes so manche vergnügte Stunde zugebracht hatten. Friedlich schlummerte die ganze Natur, und freundlich blinkte der milde Strahl des Abendsterns durch die Blätter der Laube.

„O lieber Vater!“ sprach endlich Friedrich, „wie war doch unser Klemens so mild und freundlich — gleich einem Engel des Himmels! und schön wie die lieblichste Blume im Garten Gottes!! Ach! wenn nun diese Blume auf immer dahin wäre!“ „Sie ist nicht auf immer dahin, lieben Kinder!“ sagte darauf der Vater. „Sehet ihr dort jene Blumenpflänzlein im Beete? Saget mir, reißt wohl der Gärtner eines derselben in seiner schönsten Blüthe aus dem Boden, um es zu verderben, oder unter das Auskehricht zu werfen??“

„Ach nein! liebster Vater,“ antworteten die Söhne, „sondern er hebet es aus, um es zu setzen in edle-

res Land, darin es schöner und herrlicher blühe." „Nun denn," sprach jetzt der Vater, „sollte der liebe Gott gegen sein liebstes Geschöpf wohl weniger Weisheit und Liebe erzeigen, als ein Gärtner erzeigt gegen die Frucht seines Fleißes?! Hört einmahl, ich will euch eine Geschichte erzählen:

Es stand ein Blümlein in dem Garten —
Die Krone aller Blumen-Arten;
Es stand, als hätt' es keinen Werth,
Bescheiden und in sich gekehrt.
Die stille Pracht rühmt Jedermann,
Mit Lust blickt sie der Gärtner an.
Der schönen Blume jammert ihn;
Da sorgt er vor mit weisem Sinn,
Daſs ihm die vielgeliebte Zierde
Durch Bosheit nicht verderbet würde.
D'rum hebet er mit kluger Hand
Sie aus. „Für jenes bess're Land,
Wo du verwelkest nimmermehr,
Bist du schon reif genug!" sprach Er,
Und eilte nun, die Herzensblum'
Zu schützen wie ein Heiligthum.

„O! dieser Gärtner, liebster Vater! ist Gott, und das Blümlein ist unser Klemens." So sprach Ernest, und eine Thräne stand in seinem Auge. „Ja, lieber Bruder, dort — dort über den Strahlen des Abendsterns blühet er schöner, als hier!!"

„Ja wohl," sagte darauf der Vater, „er blühet schöner, und Gottes Liebe bewahret seine Seele wie ein Heiligthum, bis wir ihn wieder sehen in der Herrlichkeit der Kinder Gottes."

„Die Geschichte aber," sprach nun Ernest, „wollen wir ihm auf den Leichenstein hinschreiben, und sie wieder lesen, so oft sich unser Herz nach ihm sehnet."

„Und um sein Grab," so endete Friedrich, „wollen wir Blumen pflanzen, wie einen lieblichen Kranz, der uns jeden neuen Frühling den Trost des Himmels — die Unsterblichkeit des Menschen — verkündet.

*

Der Mensch ist unsterblich!

Darum —

Die Hoffnung jener bessern Welt,
Soll seinen Geist erheben,
Und ihn, wenn ihm der Muth entfällt,
Mit neuer Kraft beleben.

Inhalt.

Seite.

Inhalt.

Verzeichniß
sämmtlicher Kinder- und Jugendschriften
von
Paul Alois Jais,

anwendbar zu Prüfungs- Neujahrs- oder Nahmenstagsgeschenken, welche in allen deutschen Buchhandlungen theils schon zu haben sind, theils in Kürze zu haben seyn werden.

Beyspiele, christlich- religiöse, der Tugend und Gottseligkeit, in Erzählungen aus dem Leben der Heiligen Gottes, zur Belehrung für die Jugend. 2 Bändchen mit 12 Bildern. Dritte verb. u. verm. Aufl. Grätz, 1822.

Einzeln sind davon zu haben:

I. Christlich- religiöse Beyspiele u. s. w. für die männliche Jugend. 3te verb. Aufl. mit 6 Bildern. Grätz, 1822.

II. Christlich- religiöse Beyspiele u. s. w. für die weibliche Jugend. 3te verb. Aufl. mit 6 Bildern. Grätz, 1822.

Erzählungen und Gleichnisse, ausgewählte, nebst dazu passenden Denk- und Sittensprüchen, zur Beförderung eines christlich- religiösen Sinnes. Ein Lehr- und Lese- Uebungsbuch für die liebe Jugend. 2 Bändchen. Achte verbesserte, viel vermehrte und mit Kupfern verschönerte Ausgabe. Grätz, 1822.

Einzeln sind davon zu haben:

I. 52 Erzählungen und Gleichnisse u. s. w. auf jede Woche eines Jahres, mit deutschen und lateinischen Druckschrift- Gattungen. 8te verb. und verm. Aufl. mit Bildern. Grätz, 1822.

II. 52 neue Erzählungen und Gleichnisse u. s. w., auf jede Woche eines Jahres, mit deutschen und lateinischen Schreib- und Druckschrift- Gattungen. 8te verb. u. verm. Aufl. mit Bildern. Grätz 1822.

Dictando- oder Vorschriften- Sätze aus der Sitten- und Pflichten-, Gesundheits- und Klugheitslehre; dann aus der Naturgeschichte, Naturlehre und Erde-

beschreibung überhaupt, und des Oesterreichischen Kaiserstaates insbesondere; und endlich aus der Sternkunde und Zeitrechnung. Für die Jugend zur Bildung guter und wohlgesitteter, verständiger und kenntnißreicher Menschen, bearbeitet. 2 Bändchen. Sechste verbesserte Auflage. Grätz, 1822.

Einzeln sind davon zu haben:

I. 365 Sätze obenbesagten Inhaltes für Kinder auf alle Tage eines ganzen Jahres eingerichtet. Grätz, 1822.

II. 365 Sätze obenbesagten Inhaltes für die Jugend auf alle Tage eines ganzen Jahres eingerichtet. Grätz, 1822.

Samenkästlein, das goldene, gefüllt mit den allerbesten Samenkörnern der Religion und Tugend, für den Geist und das Herz der lieben Kleinen. Lehr- und Lesebüchlein für die katholische Schuljugend, von der ersten Klasse. Vierte verb. und vermehrte, wie auch mit Bildern verschönerte Ausgabe. Grätz, 1821.

Schrift, die heilige, im Auszuge für die katholische Schuljugend. Biblische Erzählungen aus dem alten und neuen Testamente, mit sittlichen Anwendungen, geistlichen Gedichten, biblischen Sprüchen, und dazu passenden Lehren und Versen. Sechste verbesserte und viel vermehrte Auflage, mit 20 in Kupfer gestochenen Vorstellungen. Grätz, 1821.

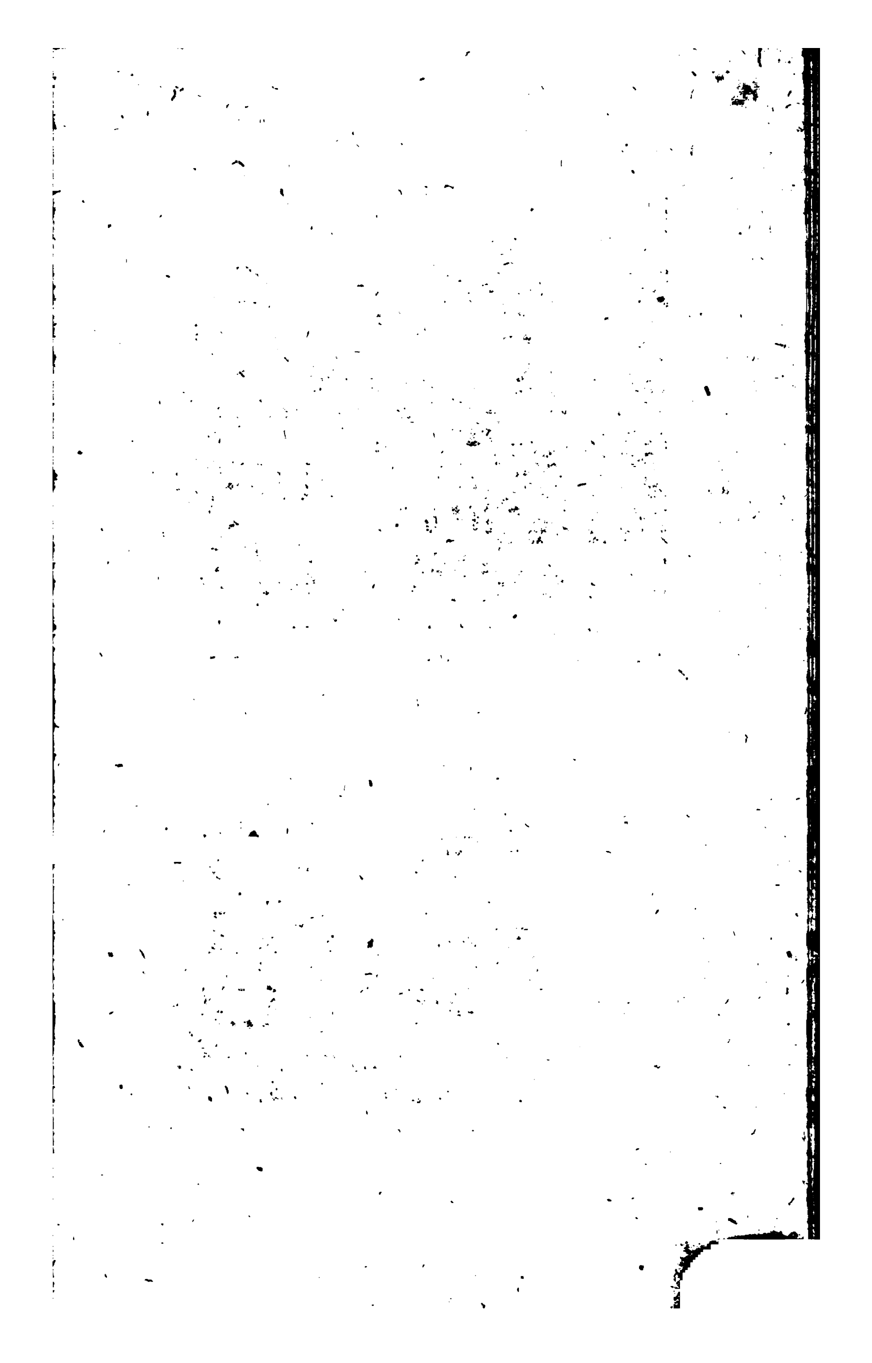
Einzeln sind davon zu haben:

I. Biblische Erzählungen aus dem alten Testamente, mit sittlichen Anwendungen. 6te verb. und verm. Aufl. mit 6 Bildern. Grätz, 1821.

II. Jesus. Lebens- und Leidensgeschichte unsers Heilandes, mit sittlichen Anwendungen, nebst einem Anhange geistlicher Kindergedichte. 6te verb. und verm. Aufl., mit 6 Bildern. Grätz, 1821.

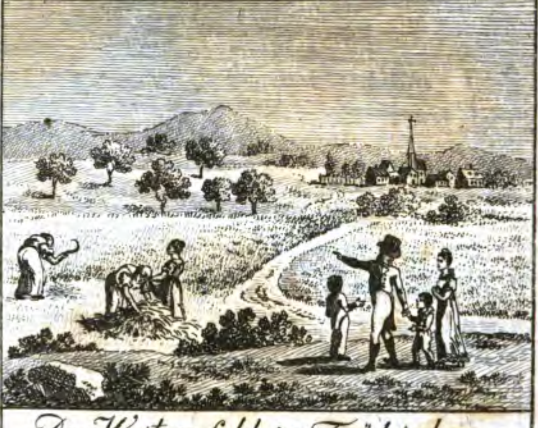
III. Geschichte von der Gründung und Ausbreitung der heiligen Kirche Jesu, durch die mündlichen und schriftlichen Lehren der Apostel und Evangelisten. 6te verb. und verm. Aufl. mit 6 Bildern. Grätz, 1821.

IV. 366 Biblische Sprüche und Lehren aus den heiligen Büchern der Psalmisten und Propheten des alten, und aus den heiligen Schriften der Apostel und Evangelisten des neuen Testamentes, mit sittlichen Anwendungen und Gedichten. Grätz, 1821.





Der Weinstock und der Johanisbeerstrauch.



Das Weitzenfeld im Frühjahre.

Zwey und fünfzig neue Erzählungen und Gleichnisse

nebst dazu passenden

Denk- und Sittensprüchen.

Ein Neujahrs- oder Prüfungsgeschenk
für die liebe Jugend,
zur
Beförderung eines christlich-religiösen Sinnes,
auf jede Woche eines Jahres,

von
Paul Aloys Jais,
Pfarrer.

Achte,
verbesserte, viel vermehrte, und mit Bildern verschönerte
Ausgabe.

Grätz, 1822.
Im Verlage der Herausgeber
der neuen wohlfeilen Bibliothek für katholische Seelensorger
und Religionsfreunde.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ausgewählte
Erzählungen und Gleichnisse
nebst dazu passenden
Denk- und Sittensprüchen.

Ein Lehr- und Lese-Uebungsbuch
für die liebe Jugend,
zur
Beförderung eines christlich-religiösen Sinnes,
herausgegeben
von
Paul Aloys Jais,
Pfarrer.

Zweytes Bändchen.
Mit deutschen und lateinischen Druck- und Schreibschrift-Gattungen.

Achte
verbesserte, viel vermehrte, und mit einem Kupferstiche
verschönerte Ausgabe.

Grätz, 1822.
Im Verlage der Herausgeber
der neuen wohlfeilen Bibliothek für katholische Seelensorger
und Religionsfreunde.


Tetschner Bibliothek

Vorwort.

Meine Lieben! — Hier habt ihr wieder ein neues Bändchen von 52 Erzählungen und Gleichnissen auf ein ganzes Jahr (das ist für jede Woche eine Erzählung, und ein Gleichniß) ausgetheilt. Am Schlusse jedes Aufsatzes ist die dazu passende Sittenlehre in einigen Versen demselben angehängt.

Leset fleißig in diesen Blättern, denket dann über das Gelesene nach, und richtet euer Betragen nach den Beyspielen der guten Kinder, die in den Erzählungen vorkommen; so auch sollet ihr Alles meiden, was euch jenen in diesem

Büchelchen aufgeführten bösen Buben oder Mädchen ähnlich machen könnte.

Möge auch dieses Bändchen meinen lieben Kleinen Unterhaltung und Belehrung verschaffen, und ihr jugendliches Herz zum Guten aneifern! —

Das wünsche ich;
Das gebe Gott!

Der Verfasser.

1. Die Mutter Erde.

An einem schönen Frühlingsmorgen ging ein Vater mit seinen Kindern durch die Fluren der ländlichen Heimath.

Die Bäume standen in schönster Blüthe, die Stauden und Sträucher athmeten süßen Duft — gleich wohlriechendem Balsam, und das Feld glänzte weithin — wie ein ausgebreiteter Teppich von mancherley bunten Farben.

Da ward das Herz des Vaters voll Rührung und Dankes. „Gott sey gelobt;" sprach er, „denn die Mutter Erde hat ihre neuen Schöpfungen wieder begonnen!"

Die Kinder aber fragten: „Warum, lieber Vater, wird doch die Erde eine Mutter genannt?"

„Weil sie wirket und waltet mit der Liebe einer zärtlichen Mutter," war die Antwort des Vaters. „Denn sehet, lieben Kinder! die Erde empfängt Thau und Regen von Oben, und sie trinket das Licht und die Wärme der Sonne; aber nicht etwa, um diese milden Geschenke des Himmels in ihrem Schoße zu verschließen. Denn wie könnte sie eine Mutter heißen, wenn sie engherzig etwas für sich behielte? Sondern sie empfängt dankbar, um liebreich wieder zu geben. Denn aus ihrem mütterlichen Schoße bringt sie hervor Blumen und Bäume, Quellen und Bäche, Gras und Kräuter, und die herrliche Saat mit den fruchtbaren Aehren. Alle diese Schöpfungen aber pflegt und erzieht sie nur darum, auf daß die Menschenkinder Freu-

de und Erquickung empfangen, und die Güte des Himmels lobpreisen."

„Gleich der mütterlichen Erde, lieben Kinder, soll auch der Mensch wirken und walten in seinem Berufe."

„Auch er empfange die Wohlthaten des Himmels; aber nicht, um sie eigennützig für sich zu behalten, oder wuchernd im Schranke zu verwahren. Sondern er nehme sie dankbar, um liebreich wieder zu geben."

„Nie verschließe er sein Herz; sondern er theile den Segen mit freygebiger Hand, zu erquicken die leidenden Brüder, und durch Liebe den liebreichen Geber im Himmel zu preisen."

*

Was Gott beschert, ist nicht allein für mich,
Mein Nächster ist so gut sein Kind, als ich;
Drum, wem Gott dieser Erde Güter schenkt,
Dess Pflicht ist, dass er oft der Armen denkt.

---

2. David und Goliat.

Ein weiser Vater ging eines Tages mit seinen Kindern an einem Hause vorüber, an welchem der Streit des Riesen Goliat mit dem kleinen David abgemahlt war.

Nachdem sie das Gemählde betrachtet hatten, sprach Aegyd, der ältere Knabe: „Liebster Vater, es ist doch wunderbar, daß der ungeheure Riese, welcher mit Spieß und Schwert und Schild ausgezogen war, dennoch überwunden wurde von dem Knaben David, dessen ganze Waffenrüstung die Schleuder und ein Kieselstein war!"

„Allerdings, meine Kinder," erwiederte der Vater, „ist diese Geschichte wunderbar, und dabey höchst lehrreich. Denn sehet, Goliat ist uns ein Bild des Stolzes, welcher gedemüthiget wird."

„Da er, ferne von Gott, nur sich selber vertraute, so konnte ihn alle seine Rüstung und Stärke nicht

schützen; sondern ein Kieselstein in der Hand eines Knaben war genug, den gewaltigen Riesen niederzustrecken."

„Und so, lieben Kinder, ergeht es jedem Menschen, der sein Herz von Gott wegwendet, und übermüthig nur auf die eigene Kraft baut. Denn ach! früher oder später wird der Thörichte, der sich in seinem Stolze ein Riese zu seyn dünkte, ohnmächtig hinsinken — als ein Spott seiner Feinde."

„Dagegen ist uns David ein Bild der Demuth, die da Erhöhung findet bey Gott."

„Ich komm' im Nahmen Gottes her" — „dieß war des frommen Davids Schwert und Schild. Und weil er so demüthig war, nicht sich, sondern dem Herrn zu vertrauen, so hat sich Gottes Kraft in dem schwachen Knaben verherrlicht."

„Darum, lieben Kinder, lernt von dem kleinen David, demüthig seyn, und der höheren Hülfe vertrauen. Was ihr immer thun möget, beginnet es mit Gott, und thut es im Nahmen des Herrn. Laßt die Demuth eure Stärke, das Gebeth eure Waffe, und die Gottesfurcht eure volle Kampfrüstung seyn. Dann werdet ihr jedes Werk herrlich zu Stande bringen, und wenn es vollbracht ist, so stimmet dem Helfer in der Höhe mit David ein Dank- und Freudenlied an."

*

Dich, o Herr! Dich lass ich walten,
Aufrecht wirst Du mich erhalten —
Sende Freuden — sende Schmerz,
Immer preise Dich mein Herz.

---

3. Der königliche Adler.

„Warum nennet man doch den Adler den König der Vögel?" So fragte einst Otto seinen Vater.

Der Vater aber antwortete und sprach: „Deßwegen, mein Kind, weil er an Muth und Kraft alle sei-

nes Geschlechtes übertrifft. Denn er wohnet und baut sein Nest in den höchsten Felsenklüften, nahe am Gewölbe des Himmels, und sein kühnes, funkelndes Auge scheuet nicht den blendenden Glanz der Sonne. Am herrlichsten aber offenbaret sich seine Majestät in den Zeiten des Sturms."

„Wenn drohende Wolken am Himmel heraufziehen, wenn Blitze leuchten, und die furchtbare Stimme des Donners erschallet; so erschrecken die übrigen Vögel, und verbergen sich schüchtern in Busch und Wald. Dagegen der Adler erschrickt nicht; sondern, trotzend dem Sturm und Gewitter, hebt er sich mit unwiderstehlichem Fluge zur Sonne empor, und spielet in ihrem Lichte, während es unter ihm donnert und blitzt."

„Sieh, lieber Otto, einem Adler vergleiche ich ja den edlen, gottesfürchtigen Menschen."

„Wiewohl er wandelt hienieden, so wohnet er doch im Geiste und mit dem Gemüthe näher dem Himmel, als dem Staube der Erde. Und wenn in Tagen des Leidens und der Schmerzen schwache oder gottlose Menschen beben und zagen, so zittert der Edle allein nicht; sondern sein Herz schwingt sich vertrauend zum Himmel, und ruhet in Gott — sanft und furchtlos, wie das Kindlein im Schoße seiner Mutter. Denn es stehet geschrieben: „Die da hoffen auf den Herrn, haben immer neue Kraft; sie schwingen gleich dem Adler sich empor, laufen und ermüden nicht, und werden nicht im Gehen matt." Js. 40, 31. „Deßwegen, mein Sohn, fürchte nur Gott! Dann hast du kein Uebel zu fürchten. Denn seine treuen Kinder bedecket Gott mit den Flügeln der ewigen Allmacht und Liebe, auf daß ihnen keine Trübsal Schaden thun könne."

Wer weise ist, vertraut auf Gott
In jedem Fall, in jeder Noth;
Er kennt, und preiset seine Güte,
Gott füllt mit Trost dann sein
Gemüthe.

---

4. Die Blumen-Saat.

„Ich bitte dich, mein Vater, gib mir ein wenig Blumensamen, damit ich ihn aussäe, und liebe Blumen bekomme." So sprach eines Tages Eduard, und der Vater gewährte ihm die Bitte, und gab ihm mancherley Samen, und der Knabe streute sie aus an einem Platze, den er sich hierzu erwählt hatte. Täglich besuchte er die neue Saat voll Neugierde, die ersten Keime hervorstechen zu sehen. Allein es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß eine Spur seiner Pflanzung zu sehen war. Da fing Eduard an, traurig zu werden, ging voll Unwillens zum Vater, und sprach: „Ach liebster Vater! du hast mir gewiß schlechten, verdorbten Samen gegeben; denn es sind schon mehr als acht Tage, da ich ihn ausstreute, und noch ist nicht das kleinste Spitzchen aufgegangen."

„Laß einmahl sehen, wohin du den Samen gelegt hast," sprach der Vater, und Eduard führte ihn hinaus an die Stelle.

Nachdem sie der Vater gesehen hatte, sprach er: „Thörichtes Kind! der Same war gut, und hat gewiß keine Schuld daran, daß du keine Blumen bekommest. Denn sieh nur einmahl diese harten, unbearbeiteten

Schollen! Wie könnten sie eine Frucht tragen, ohne die nöthige Zubereitung und Pflege? Sieh, mein Eduard, diesem dürren, unbearbeiteten Boden ist gleich ein finsteres, verschlossenes Gemüth."

„So wenig in jenem der beste Same vermag, fruchtbar zu seyn, so wenig kann in diesem das Gute und Edle gedeihen. Dagegen ein heiteres Gemüth ist, wie ein lockeres, wohl zubereitetes Land, darin der Same fröhlich aufgeht, und glücklich gedeiht. Also reifen auch schöne und gottgefällige Thaten nur in einem heitern und fröhlichen Herzen."

„Lieber Vater," fragte hierauf Eduard, „wie aber soll ich es machen, daß meine Seele heiter und froh werde?" Und der Vater erwiedette: „Habe stets Gott vor Augen, und wandle in seiner heiligen Furcht! Denn die Gottesfurcht öffnet und rühret das Herz, und erhebt es zur Freude."

Mensch! Die Gottesfurcht,
Die soll Dich stets begleiten;
Sie wird Dich den Weg
Zur ew'gen Freude leiten.

5. Der Bienenstich.

Siegfried stand eines Tages neben seinem Vater im Garten. Da erblickte er eine Biene, welche auf einer Blume saß, und in voller Geschäftigkeit Blüthenstaub sammelte. „O die liebe Biene!" sprach er, „sie ist ein so kleines Vögelein, und dennoch bereitet sie den süßen Honig, und das köstliche Wachs in so großer Menge! Ich möchte die kleine Künstlerinn doch einmahl in der Nähe betrachten."

So sprach der Knabe, und streckte seine Hand aus, um die Biene zu fangen. Er haschte sie glücklich, und wollte kaum die beyden Flügelein sanft anfassen, als sie

schon ihren Stachel gelassen, und Siegfried in die Hand gestochen hätte. „O wehe!“ rief er, und schleuderte die Biene von sich, die nun todt zu seinen Füßen lag.

„Armes Thier!“ sprach Siegfried, nachdem er die todte Biene vor sich erblickt hatte, nun habe ich Mitleiden mit dir; da dich die Rache dein Leben kostete. Mir brachte die Zurücklassung deines Stachels doch nur eine Wunde, dir aber den Tod!!“

„Sieh, mein Siegfried,“ sagte darauf der Vater, „ein ähnliches, aber noch weit schlimmeres Schicksal trifft immer den rachgierigen Menschen, und dieser ist sich selbst immer mehr feind, als seinem Beleidiger. Denn er rächet sich, so mag er dem Feinde wohl schaden an seinem Leibe, sich selbst aber raubt er das Leben der eigenen Seele, indem er sie mit sündhaftem Hasse beflecket, und so das Ebenbild Gottes in sich zerstöret.“

„Daher sollen wir vorerst dem Feindseligen nie eine Gelegenheit geben, sich an uns zu rächen. Hat er uns aber dennoch Böses gethan, so sollen wir ihn, seiner blinden Leidenschaft wegen, vielmehr bedauern, als ihm wieder zu schaden suchen.“

*

Durch Liebe räche dich —
Gewinne deinen Feind;
Er wird beschämet, und —
Vielleicht dein wahrer Freund.

---

6. Das reine Gold.

Klaus war ein alter, ehrwürdiger Einsiedler. In geräuschloser Thätigkeit und Gottesfurcht war sein Leben dahingeflossen — gleich einem stillen Bächlein, welches sanft und wohlthätig dahingleitet, und das umliegende Land befruchtet und segnet.

Er war zugleich Schulmeister gewesen, und hatte die Jugend in einem weiten Umkreise durch Lehre und Beyspiel erziehen geholfen, und Jedermann, der in seiner Klause einkehrte, fand guten Rath, oder heilsame Ermahnung bey ihm. Darum ward er auch von Jung und Alt herzlich verehrt, und die ganze Gegend umher nannte ihn nur den frommen Bruder Klaus.

Er zählte schon mehr als achtzig Jahre, und nun ward er von einer langwierigen Krankheit befallen. Den ganzen Winter hindurch hatte er unsägliche Schmerzen gelitten, und als der Frühling erschien, war dem Uebel noch immer kein Ende.

Da ging ein frommer Edelmann mit seinem Sohne zur Klause, den kranken Einsiedler zu besuchen. Der Knabe trug ein Körbchen voll frischer Mayblumen, und ein Sträußlein von Veilchen, die er gesammelt hatte, um dem Schwerleidenden Freude zu machen.

Mit einem Blicke voll Leutseligkeit empfing der ehrwürdige Dulder die Ankommenden, und mit einem freundlichen Lächeln dankte er dem Knaben für das liebe Frühlingsgeschenk.

Reden konnte er nicht; denn die großen Beklemmungen der Krankheit, und die zunehmende Schwäche hatten ihn sprachlos gemacht. Aber sein ruhiges Antlitz, und das heitere, zum Himmel gewendete Auge verkündeten es deutlich, daß er, gleich einem Heiligen, geduldig sey in der Trübsal, und fröhlich in Hoffnung.

Beym Abschied versuchte er es, die schwache Hand auszustrecken, um den Knaben zu segnen. Darnach verließen beyde in stiller Wehmuth die Hütte des Klausners.

„Ach, lieber Vater!" sprach der Knabe beym Weggehen, „ich möchte weinen vor Mitleid; denn Bruder Klaus ist wohl recht ein Bild des Jammers geworden. Er ist gewiß einer der besten und edelsten Männer: warum muß er doch so vieles leiden, und schon so lange?"

Da gab der Edelmann dem Knaben die Antwort, und sprach: „Sieh, mein Sohn, die edelsten Menschen gleichen dem Golde, welches unter den Erzeugnissen der Erde das edelste ist. Aber es muß erst durchs Feuer gereiniget werden von allen rohen und erdhaften Theilen, die mit ihm vermengt sind. Erst dann, wenn es lauter genug ist, vermag die Hand des Künstlers daraus zu bilden — Fürstenkronen und Zepter, und mancherley kostbare Geschirre, deren Schönheit und Glanz das Menschenauge ergetzen."

„Also sind auch die edelsten Menschen gleichsam das Gold des Himmels auf Erde. Darum muß auch dieses Gold durch das Feuer der Trübsal gereiniget werden von allen Schlacken irdischer Mängel. Dann erst, wenn diese Läuterung vollbracht ist, kann es verwandelt werden in ein kostbares Ehrengefäß, welches die heiligen Engel gegen Himmel tragen, damit es dort glänze unter den Auserwählten in der Herrlichkeit Gottes."

*

Das edle Gold wird erst durchs Feuer rein,
Der Mensch durch herbe Leiden und durch Noth.
Geläutert und gereinigt so vor Gott,
Geht er zur Herrlichkeit des Himmels ein.

7. Der Weinstock und der Johannisbeerstrauch.

(Siehe die erste Vorstellung des Titelkupfers.)

In einem schönen Garten stand ein hoher Weinstock neben einem niedern Johannisbeerstrauche. Es war um die Zeit der Sonnenwende, und die reifen Beeren glänzten, hellroth wie Korallen, am Strauche.

Da fing der Weinstock an, seine Vorzüge zu rühmen, und sprach zu dem Strauche: „Ich bin gepflanzet zum Segen der Menschheit; denn wie die nährende Milch erquicket die Kindlein, so erquicket der Saft der köstlichen Traube das Alter. Schwachen und brechlichen Menschen gebe ich ein heilendes Labsal, dadurch neuer Lebensbalsam ausströmt in ihr krankes Gebein. Selbst der Tafel des Königs gebricht's ohne mich an der edelsten Würze, und wer immer meine süßen Früchte genießt, dessen Herz wird erfreut, und er hört nimmer auf, ihre begeisternden Kräfte zu preisen. Armer Strauch! wie unbedeutend stehest du doch neben mir! denn wer nennet deine Frucht auch nur mit Nahmen?"

„Was ich habe, das gebe ich," erwiederte der Strauch, und verstummte.

Da trat eben der Gärtner hinzu. Er trug ein Körbchen am Arme, und sprach also zum Weinstock: „Wer bist du, daß du edlerer Früchte dich rühmest? Gereicht dieses denn dir zur Ehre, oder vielmehr Dem, welcher den Saft der Rebe so herrlich gemacht hat? Wisse: ich sehe nicht so sehr die Frucht an, als vielmehr den Stamm und die Wurzel, daraus die Früchte hervorkommen. Bringt mir jeder Stamm getreulich die Frucht, die er zu tragen vermag, so ist mir auch jede Frucht gleich schätzbar und lieb, und ich pflücke die Beeren des Strauches nicht minder erfreut, als die köstlichste Traube."

So sprach der Gärtner, und füllte sein Körbchen voll der schönsten, süßesten Beeren.

„Dieser Gärtner, ihr Lieben, ist Gott. Er blicket froh und zufrieden auf Jeden, welcher thut, was er kann, und des Guten so viel thut, als er vermag."

„Stolz benimmt den großen Thaten talentreicher Menschen ihren Werth. Viel angenehmer sind Gott die bescheidenen, nichtgeachteten Thaten der Einfalt und Demuth."

*

Um Gott und Menschen zu gefallen,
Bestreb' Dich demuthsvoll zu seyn,
Bescheidenheit gefällt bey Allen
Und erntet sicher Liebe ein.

---

8. Die Vorsehung Gottes.

Gotthard war der Sohn eines reichen, glücklichen Hauses. Allein nach dem Tode seiner Aeltern gerieth er durch mancherley Unglücksfälle in die traurigste Lage. Niedergedrückt durch schwere, ungewohnte Leiden, ging er trübsinnig und muthlos umher, und verlor mit dem kindlichen Glauben den Frieden der Seele.

Da dachte er bey sich: „Wohlan! ich will mich aufmachen, und zu Theophron, dem Lehrer meiner Jugend, hineilen. Denn Gott hat ihm die Gabe der Weisheit und des Rathes in das Herz gelegt. Vielleicht ist er im Stande, meine gebeugte Seele zu trösten, und zu erheben."

Der Jüngling machte sich auf, und ging hin. Als er dem Manne Gottes die Noth seines Herzens entdeckt hatte, schloß er die Rede mit folgenden Worten: „Und jetzt umwölken mein Innerstes finstre Gedanken, daß ich zweifle, ob wohl Gott meines Lebens noch denke. Und schwer wirds meiner Seele, an das Wunder zu glauben, wie die Vorsehung das Weltall regiere, und zugleich für jeden Einzelnen sorge. Freund meiner Jugend! du hast wie ein Vater meine

frühesten Schritte geleitet, lehre mich nun: wie vermag ich, jenes Wunder zu fassen?

Darauf antwortete Theophron, und sprach: „Dein Schicksal, lieber Gotthard, verdient die Theilnahme meines ganzen Herzens. Doch wirst du leicht jenes Wunder verstehen, und dich beruhigen, wenn du dein Herz vom Geschöpf zum Schöpfer erhebest."

„Siehst du die Sonne am Himmel? Erleuchtet und wärmet sie nicht mit dem nähmlichen Strahle die Höhen und Gründe der Erde und des Meeres, das Samenkörnlein, so wie die Zeder am Libanon?"

„Wenn nun die Sonne, die nur ein schwaches Bild des Allmächtigen ist, so Großes vermag: sollte nicht die ewige Liebe und Allmacht noch Größeres vermögen?!"

„Betrachte einmahl den Geist, der in dir lebet und denkt! Umfassest du nicht mit Einem Gedanken das Größte und Kleinste, das Nächste und Fernste, die Erfahrungen der Vergangenheit, wie die Erwartungen der Zukunft, die leuchtenden Welten des Firmamentes, wie das Würmlein, welches im Staube kriecht?!"

„Wenn nun der menschliche Geist, der nur ein Flämmchen des göttlichen Lichtes ist, so Wunderbares vermag: wie sollte nicht das ewige Urlicht noch größere Wunder thun?!"

Nachdem Theophron also gesprochen hatte, schwieg er, und sah den Jüngling mitleidsvoll an. Darnach fuhr er fort, und sprach: „Wohlan, mein Gotthard, kannst du nun glauben, daß Der, welcher alle Haare unsers Hauptes gezählt hat, deines Lebens gedenke, und auch deine Schicksale regiere?"

Der Jüngling erwiederte beschämt und mit Rührung: „Ja, ich glaube. Herr! hilf du meinem Unglauben."

*

Gottes weise Macht regieret und erhält
Uns, und auch die ganze lebensvolle Welt.

9. Die feindselige Wespe.

Aloys kam eines Abends nach Hause, und lief eilig zum Vater; denn sein Gesicht war hoch aufgeschwollen, und er weinte vor Schmerzen.

„Warum weinst du, liebes Kind?" fragte ihn der Vater, „was ist dir denn Leides widerfahren?"

„Ach!" antwortete der Knabe, „ich war im Garten. Da flog und summte mir eine Wespe immer um die Ohren herum. Ich wollte es nicht leiden, daher nahm ich ein Stäbchen vom Boden, und schlug darauf los, um mir die Plage vom Halse zu schaffen. Aber schnell hatte sie mich in den Finger gestochen.

„Wart, du feindselige Wespe!" dacht' ich, „lief ihr nach, verfolgte sie bis zum Neste, und stach hinein. Aber da flogen unzählige Wespen heraus, und verwundeten mich so erbärmlich, daß ich jetzt weine vor Schmerzen."

„Sieh, mein Aloys," versetzte der Vater, „daran bist du selbst Schuld, und mußt jetzt die Strafe deiner Ungeduld und Rachgierde wohl leiden. Mögest du daraus lernen, dich in Zukunft vor empfindlicheren Schmerzen zu bewahren! Denn wisse: es gibt in der Welt böse und feindselige Menschen, deren Zunge verwundet und sticht, gleich dem Stachel der Wespe. Wer dem Beleidiger nachläuft, und ihm Böses mit Bösem vergilt, der sticht in ein Wespen-Nest, und macht das Uebel nur ärger." „Die Unbild schweigend ertragen, und vielmehr das Böse mit Gutem vergelten" — dieß ist schön und edel gehandelt."

„Merke dir dieß, lieber Sohn, und thu darnach dein Leben lang: so wirst du dir bittere Leiden ersparen, und dem Gebothe und Beyspiele Dessen nachkommen, von welchem geschrieben stehet: Geschmähet — schmähete er nicht wieder; leidend — drohete er nicht Rache; sondern überließ sie Dem, der da gerecht richtet." 1. Petr. 2, 23.

Wir bitten Gott —
Herr! — Vergib uns unsere Schuld.
Vergib auch du,
Leid' jedes Unrecht mit Geduld.

10. Das Weitzenfeld im Frühjahre.

(Siehe die zweyte Vorstellung des Titelkupfers.)

Es war in den Tagen des Frühlings, da Woldemar mit seinen Knaben die heranwachsenden Fluren besuchte. Sie gingen an einem Weitzenfelde vorüber. Dicht und fett stand die Saat, und die glänzenden Blätter flatterten im Winde; denn der Acker war fruchtbar, und pflegte den Samen mehr als zehenfach wieder zu geben.

Der Herr des Feldes aber hatte die Mägde gesendet, welche umher stunden, und mit scharfer Sichel den Weitzen zustutzten, und die abgeschnittenen Blätter in großen Haufen einsammelten.

„O wehe!" riefen die Knaben. „So wird das entblätterte Feld bald kahl und nackt da stehen, und keine Früchte mehr tragen. Ist es doch Schade, den herrlichen Weitzen also zu verderben!"

„Nicht doch, meine Kinder;" sprach der Vater, „sondern was ihr für Schaden und Nachtheil haltet, ist dem Acker zum Heil und Gedeihen."

„Wohl müßte der Weitzen verderben, wenn er also fortwachsen sollte. Wird aber des üppigen Wuchses Fülle genommen, dann vermögen die Halme zu erstarken, daß sie ihr Haupt in neuer Kraft gegen Himmel tragen, und einen Reichthum von Segen hervorbringen."

„Also auch, lieben Söhne, ist es nur die Thorheit des zeitlichen Sinnes, welcher sich der milden Liebesgaben gereuen läßt — aus Furcht, an der irdischen Habe Schaden zu leiden. Denn es ist lauter Gewinn, was dem Unverständigen Verlust zu seyn dünkt. Wer seinen Ueberfluß freudig daran gibt, Arme zu erquicken, und Verlassene zu trösten, dessen Gut vermehret sich wunderbar; denn was seine Hand dem Hülflosen spendet, ersetzt hundertfältig die segnende Vaterhand Dessen, der da gesagt hat: Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Und: Gebet, so wird euch gegeben werden; ein gutes, ein gedrücktes, aufgerütteltes und übervolles Maß wird man euch in den Schoß geben; denn eben mit dem Maße, mit welchem ihr ausmesset, wird euch wieder eingemessen werden.“ Luk. 6, 38.

*

Wer hilft den armen Brüdern in der Noth
Dem ersetzt's hundertfach der liebe Gott.

---

11. Die Kreuzspinne.

Ein Vater hatte zwey Söhne, Johann und Niklas mit Nahmen, die er mit zarter Sorgfalt in allem Guten unterwies. Die Söhne aber wuchsen unter seiner weisen Pflege lieblich heran, und nahmen zu, wie an Alter, so auch an Verstand und Liebenswürdigkeit bey allen Menschen.

Eines Tages wandelten sie an der Gartenmauer hin, und Johann erblickte an einer Weinrebe eine ungeheure Spinne in ihrem großen Netze. An den äußersten Fäden des Gewebes aber hing eine Fliege, welche sich eben darin gefangen hatte. Gerade wollte das Raubthier aus seinem Neste herunterfahren, um die arme Fliege zu tödten und zu verzehren.

Da zerriß aber Johann ihr Netz, und zertrat die Spinne.

„Wie kannst du aber so grausam seyn," sprach Niklas, „und das künstliche Netz der Spinne muthwillig zerreißen?"

„Ich habe nur die Fallstricke der Bosheit vernichtet," erwiederte Johann. „Sahst du denn nicht, wie die listige Spinne mitten in ihrem Kunstgewebe so groß und breit da saß, Gift ausbrütete, und nur darauf lauerte, irgend ein vorüberflatterndes Thierchen zu fangen und zu verderben? Mir ist die Kunst und List der Spinne verächtlich, weil dadurch ihre Bosheit nur desto feiner und gefährlicher wird."

„Du hast recht geurtheilt, mein Sohn," erwiederte der Vater darauf. „Die Spinne nähret zwar kein Gift in ihrem Innern. Aber was schlimmer ist als das schlimmste Gift, — das ist die Bosheit, die das Innerste des Herzens vergiftet. Darum verdienen auch jene Menschen keine Achtung, die zwar Kunst und Wissenschaft im Kopfe besitzen, in deren Innerstem aber das Gift steckt, und die da mit bösem Herzen um so mehr Schaden und Verderben anrichten, je geschickter und klüger sie sind."

„Darum, meine Kinder, trachtet allerdings täglich verständiger zu werden! Werdet aber auch im nähmlichen Maße täglich besser und frömmer, auf daß ihr die gesammelten Kenntnisse, nicht zu euerm und Anderer Verderben, sondern zur Ehre des Höchsten, und zum Segen der Menschheit anwendet."

„O ja! das wollen wir," sagten die Söhne, „wir wollen von ganzem Herzen gut werden, liebster Vater!" „Und möge euch Gott," so schloß der Vater, „bewahren vor der Gesellschaft boshafter Witzlinge, welche der arglosen Jugend um so gefährlicher sind, je mehr Verstand und List sie besitzen."

Was ist des Menschen Hauptgeschäft auf Erden?
Immer verständiger und besser werden.

12. Selbstverdammung.

Raimund war ein verständiger und sonst wohlgesitteter Jüngling. Jedoch hatte er den schlimmen Fehler an sich, daß er in heftigen Zorn gerieth, und voll Trotzes nicht mehr verzeihen wollte, so oft er von einem seiner Mitschüler sich im geringsten beleidiget fand. Schon mehrmahl hatte man ihn ermahnt, die sündhafte Unart zu lassen, und seinen Altersgenossen, so wie allen Menschen, liebreich und sanftmüthig zu begegnen. Allein Raimund wollte noch immer die böse Angewöhnung weder erkennen, noch ablegen; denn er dachte in seinem Herzen: Dieser Fehler ist klein, und hat wenig zu bedeuten, wenn ich nur übrigens untadelich bin.

Da ward der Lehrer bekümmert in seiner Seele, und dachte auf Mittel, den Jüngling eines Bessern zu belehren.

„Als nun Raimund eines Tages zu ihm kam, saß der Lehrer schweigend und in tiefen Gedanken versunken. Der Jüngling fragte nach einer Weile: „Wem sinnest du nach, lieber Lehrer, und warum bist du so traurig?"

Da antwortete der Lehrer und sprach: „Sieh, ich habe einen Freund, welchen ich liebe von ganzem Herzen. Nun ist er gefährlich krank, glaubt aber nicht an die Gefahr, und will daher keine Arzney zu sich nehmen. Ach! und er sieht nicht ein, daß er auf diese Weise bald ein Kind des Todes seyn wird. Dieß ist es, was mich bekümmert."

Da sprach Raimund: „Ist denn dein Freund närrisch geworden, daß er nicht erkennet, was sonnenhell an dem Tage liegt, und was ihn allein zu retten vermag?"

„Er ist bey vollem Verstande" erwiederte der Lehrer, „allein er spricht: „Ich bin ja am ganzen Leibe gesund, fühle keinen Schmerz, und habe Lust zum Essen und Schlafen. Nur in der Lunge sitzt ein kleines Uebel, das wenig zu bedeuten hat. Wozu also soll ich Arzney nehmen?"; Der Jüngling antwortete: „Und dieses einzigen Uebels wegen wird er sterben müssen, wenn er keine Heilmittel gebraucht. Sollte denn der thörichte Mensch dieses nicht einsehen?"

„Möchtest du es endlich einsehen, lieber Raimund," erwiederte der Lehrer, „denn du selber bist dieser thörichte Mensch."

„Sieh, was Krankheiten für den Leib sind, das ist für die Seele jede sündhafte Gewohnheit. Wie kann nun deine Seele rein und gesund, wie kann dein Herz gut seyn, wenn du zwar übrigens untadelich wandelst, jedoch die Liebe nicht besitzest, welche des ganzen Gesetzes Inhalt und Erfüllung genannt wird? Denn, sagt die Schrift, wer die übrigen Gebothe alle hält, und nur ein einziges übertritt, der hat sich an dem ganzen Gesetze vergangen. Denn der gesagt hat: Du sollst nicht tödten, nicht stehlen u. s. w., der hat auch gesagt: Liebet eure Feinde; thut Gutes denen, die euch hassen, und bethet für die, so euch verfolgen und beleidigen."

„Wenn du nun zwar weder tödtest noch stiehlest, aber deinem Bruder nicht verzeihest, sondern mit Wort und That ihm feindselig begegnest; so bist du doch ein Uebertreter des ganzen Gesetzes, und deine Seele wird wegen dieses einzigen Fehlers verloren gehen, wenn du nicht eilest, denselben ernstlich zu bessern.

Nachdem der Lehrer also geredet hatte, schlug der Jüngling — beschämt die Augen nieder, und befliß sich von nun an der verzeihenden Liebe und Sanftmuth.

„Seyd liebreich, und verzeihet
gern!“
Dieß spricht die Lehre unsres
Herrn.

---

13. Der Feuerfunke.

Eine Mutter stand eines Tages mit ihren zwey Mädchen am Herde. Veronika, die ältere Tochter, legte eben einige Scheitlein auf die glühenden Kohlen, um Feuer anzumachen, und blies aus vollen Backen hinein, so, daß ein großer Funke heraus sprühete, und auf Veronika's Kleid fiel.

„Ach, mein Kleid! mein Kleid!“ schrie das erschrockene Mädchen, warf die Feuerzange, welche sie gerade in der Hand hielt, hastig von sich, und streifte eilig mit beyden Händen den Funken hinweg, daß das schöne Kleid unbeschädigt blieb.

Da sagte mit Unwillen Lieschen, ihre jüngere Schwester, die über das unvermuthete Geschrey erschrocken war: „Wie du aber auch, einer Kleinigkeit wegen, einen solchen Lärm machen kannst, als wenn schon das ganze Haus im Feuer stände!“

Darauf nahm die Mutter das Wort, und sprach zu Lieschen: „Thörichtes Kind! deine Schwester verdient keinen Vorwurf; denn sie hat recht, und nicht unverständig gehandelt. Das Geschrey, welches sie erhob, war nur der Ausdruck ihrer emsigen Sorgfalt für die Erhaltung des Kleides. Hätte sie das glühende Köhlchen nicht alsogleich und auf der Stelle abgestreift, so wäre jetzt das schöne Kleid beschädiget und verdorben.“

„In diesem Vorfalle, lieben Kinder! liegt für euch eine wichtige und heilsame Lehre."

„Jeder böse Gedanke, welcher in eurem Gemüthe sich regt, ist gleich einem glühenden Funken."

„Werdet ihr jedes Mahl gleich anfangs und ohne Verzug dagegen kämpfen, und ihn mit Abscheu tapfer zertreten, so werdet ihr eure Seele stets rein und schuldlos bewahren. Wer aber das unrechte Verlangen nicht ungesäumt und schnell unterdrücket, bey dem wird der Funke zur Flamme, und die unreine Gluth nimmt überhand. Sein Herz wird mit Sünde und Schande befleckt, und er stehet dann in Gefahr, in nahmenloses Unglück zu stürzen."

*

Wer nicht schnell genug entflieht des Lasters Schein,
Bey dem nistet sich gar bald das Laster ein.

---

14. Die Schatzthaler.

Ambros und Mathilde waren zwey hoffnungsvolle Geschwister, ausgezeichnet an Fähigkeiten des Verstandes, wie an Güte des Herzens.

Als sie einmahl ihren Vetter besucht hatten, der ein vermöglicher Mann war, gab dieser jedem der Kinder einen Schatzthaler zum Geschenke.

Mit Lust betrachteten sie auf dem Heimwege das liebe Geschenk mehrmahl, und als sie nach Hause gekommen waren, zeigten sie es dem Vater, und hüpften vor Freude.

„Nun Kinder," sprach der Vater, „was werdet ihr denn jetzt thun mit diesen Thalern?"

Da antwortete Ambros und sagte: „Ich, lieber Vater, will meinen Thaler in die Sparbüchse legen. Er nützt mir zwar für diesen Augenblick nichts; aber er wird mir einst doch gute Dienste leisten; denn ich kann mir

damit mancherley kaufen, was mir nützlich oder angenehm ist."

„Das kannst du, mein Sohn," erwiederte der Vater. „Und eben so verhält es sich auch mit jeder schönen Kenntniß und nützlichen Fertigkeit, welche ihr euch in den Tagen der Jugend eigen machet. Wenn ihr gleich noch nicht wisset und verstehet, wann, und wozu ihr sie brauchen könnet, so wird das Stündlein schon kommen, da sie euch Nutzen und Freude verschaffen werden."

Jetzt wendete sich der Vater zu Mathilden und sprach: „Wohlan, liebe Tochter, sag mir auch du, was du mit deinem Thaler wohl thun wirst?"

Das sittsame Mädchen antwortete und sagte: „Wenn du es erlaubest, mein Vater, so will ich meinen Thaler des Nachbars Brigitten schenken, die immer barfuß gehen muß. Wie wird das arme Mädchen sich freuen, wenn sie wieder Schuhe und Strümpfe einkaufen kann, und nicht mehr so frieren muß!"

Mit bewegtem Herzen erwiederte der Vater: „Schön, liebe Tochter, dein Vorhaben ist löblich und gut. So wirst du dem vergänglichen Gelde einen unvergänglichen Werth geben. Denn jede edle That der Barmherzigkeit ist ein besserer Schatzthaler, der uns hinterlegt ist im Himmel, wo ihn kein Rost fressen, und kein Dieb stehlen kann. Sehet, lieben Kinder, diese eure Thaler gelten nur hier vor den Menschen; die frommen Werke der Liebe aber sind gleichsam Münzen höherer Art, die auch noch gelten über den Sternen, und womit wir dort den Lohn der Ewigkeit gewinnen."

*

In Andrer Glück sein eignes finden,
Und Andrer Menschen Wohlfarth gründen,
Ist dieses Lebens Seligkeit,
Schafft göttliche Zufriedenheit.

---

15. Das Samen-Korn.

Es war ein stiller, heiterer Frühlings-Abend. Da wandelte Christoph neben seinem Vater durch das Feld. Sie kamen an einem Acker vorüber, wo eben ein Landmann Sommerweitzen in das schön gepflügte Land aussäete. Der Knabe heftete lange seinen aufmerksamen Blick auf den säenden Landmann — sinnend und schweigend. Da sprach der Vater zu ihm: „Wem sinnest du nach, liebes Kind! denn dein Antlitz ist ja voll Ernstes?" „Sieh, lieber Vater," antwortete Christoph, „indeß ich die Samenkörnlein betrachtete, fiel mir das schöne Gleichniß im Evangelium ein: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, so bleibt es allein. Wenn es aber stirbt, so bringt es viele Frucht."

Darüber war der Vater sehr erfreut, und sprach zu dem Knaben: „Ja wohl, liebes Kind; das Weizenkorn muß erst seine Hülle abwerfen und sterben im Acker. Dann erst stehet es auf, und gestaltet sich zu dem kräftigen Halme, der da mit der schönen fruchtreichen Aehre — gleich einer Krone — geschmückt ist. Und eben so, mein Christoph, muß auch die irdische Hülle des Geistes — dieser Leib — abgelegt werden, und im Schoße der Erde verwesen. Dann erst mögen wir herrlich auferstehen im Lande der Verklärten."

„Denn sieh, dieser Leib gehört der Erde, weil er vom Staube genommen ist; der Geist aber kehrt im Triumphe zurück zu Gott — seinem Ursprung; denn er ist aus Gott geboren und bestimmt, einst die Krone der Himmlischen zu empfangen, und in ihrer Gemeinschaft zu frohlocken ewiglich." Jetzt schwieg der Vater. Der Knabe aber sprach mit gerührtem Herzen: „O mein Vater, wie schön sind deine Worte! Möchte auch ich einst eingehen in diese glänzende Gemeinschaft!"

„Das wirst du, mein Sohn," antwortete der Vater, „wenn du nicht aufhörest, in der Furcht Got-

ges zu wandeln. Denn wer Tugend säet, wird Seligkeit ernten."

*

Tugend und Frömmigkeit, Lohnt Gott mit Seligkeit.

16. Die Rose unter den Dornen.

Der Frühling war erschienen, und die Blumen und Bäume standen in voller Blüthe. Da wandelte ein Vater mit seinem Knaben, Nahmens Albert, im Garten. Sie kamen zu einem Rosenbusch, und das Söhnlein betrachtete mit Lust die vielen Blüthen und Knospen des Busches.

„Ist es doch Schade, lieber Vater," sprach Albert, „daß die Rose unter den spitzigen Dornen emporwächst! Gerade die edelste Blume kann man nicht pflücken ohne Gefahr der Verwundung! Wozu doch, mein Vater, die häßlichen Stacheln?"

„Sieh, mein Albert," antwortete der Vater, „die Natur gibt uns das Edelste und Beste nie ohne unser Bemühen, damit wir es desto höher schätzen. Deßwegen hat sie auch die Rose mit einer stachlichten Schutzwehr umgeben, daß es uns einige Mühe koste, dieselbe zu pflücken."

„Gerade so verhält es sich auch mit der Tugend, welche da ist die edelste Blume im Reiche Gottes. Wie keine Rose ohne Dornen ist, so besteht auch keine Tugend ohne Kampf, und ohne die Dornenstiche der Selbstverläugnung."

„Sag mir, mein Albert, scheuest du wohl die spitzigen Stacheln, um eine Rose zu brechen?"

„O nein, lieber Vater," erwiederte der Knabe, denn wenn sie gleich stechen, so ist ja die Rose viel zu schön, als daß ich den kleinen Schmerz nicht gerne leiden sollte."

„Wohl, mein Sohn," antwortete der Vater, wenn wir also des Schmerzes nicht achten einer Rose wegen, die heute noch blühet, morgen aber schon welk wird und abfällt: wie sollten wir es schmerzlich finden, durch ernste Mühe und Selbstüberwindung nach Tugend zu ringen, da ihre Schönheit nimmer verblüht, sondern ewig ist wie Gott, und wie die Schönheit des Himmels?!"

*

Auf der Tugend Müh' und Leiden,
Folgen dann des Himmels Freuden.

17. Der rollende Stein.

Lambert saß eines Abends mit seiner Frau und den Kindern am Abhange einer steilen Felsenhöhe.

Es war rund umher nichts als nacktes Gestein; nur am Fuße des Berges standen einige Bäumchen, in deren Schatten die kleine Gesellschaft sich gelagert hatte. Der verständige Vater hatte hier den horchenden Kindern manche Lehre der Weisheit verkündet. Da hörten sie auf ein Mahl ein klimperndes Getöse über ihnen. Sie schaueten auf, und siehe da, ein Felsenstück, welches los geworden war, wälzte sich die Höhe herab — in gerader Richtung dahin, wo sie saßen.

„Auf, Kinder," schrie der Vater, „und eilet bey Seite, damit euch kein Unglück begegne!"

Alsobald gehorchten die Kinder dem Rufe des Vaters, und sahen nun zu, wie der Stein immer schneller und gewaltiger herabrollte, und eines der Bäumchen, unter denen sie geruht hatten, krachend zu Boden stürzte.

„O wehe!“ rief eines der Kinder, „nun ist's um das arme Bäumchen geschehen!“

„Wehe uns,“ rief ein Anderes, „wenn wir der Stimme des Vaters nicht gehorcht hätten!“

„Da habt ihr es wieder augenscheinlich erfahren,“ sprach die Mutter, „daß Gehorsam der Kinder Glück ist.“

„Ja wohl, meine Kinder,“ sagte darauf der Vater. „Möchtet ihr nun diese Wahrheit niemahls vergessen, und daher jederzeit mit Freuden gehorchen!“

„Schon oft habe ich euch die Ermahnung gegeben, ihr sollet euch hüthen vor jeder Sünde. Was ihr so eben gesehen habt, stellet euch nun die Gefahr des Sünders lebendig vor Augen. Denn wisset, ein Mensch, welcher der Sünde sich hingibt, ist gleich einem Steine, welcher, von dem Felsen los gerissen, die Höhe herab rollt. Wird nicht gleich anfangs seinem Laufe Einhalt gethan, so wälzt er sich immer schneller abwärts, mit jedem Schritte wird seine Gewalt unaufhaltsamer, und endlich so groß, daß er Alles vor sich niederschmettert.“

„Eben so, meine Kinder, verhält es sich auch mit der Sünde. Sie ist es, die uns losreißet von Gott, und hinunterstürzt in die Tiefen des Verderbens. Wenn der Mensch sie nicht frühzeitig beherrscht, so wird er bald ein Sklave derselben. Ihre Macht über ihn wird täglich stärker, und endlich so groß, daß sie ihn unaufhaltsam fortreißt in einen Abgrund von Jammer und Elend.“

„O liebster Vater,“ sagten die Kinder, „damit wir nicht in diesen Abgrund gerathen, so wollen wir deinen Worten gehorsam seyn, und das Herz rein bewahren von jeglicher Sünde.“

*

Wer Gott verläßt und Sünde thut,
Dem wird es sicher nimmer gut.

18. Die Fruchtbäume.

Es war ein schöner, warmer Frühlingstag. Da saß am Abende Vater Erhard, ein frommer, wohlhabender Landmann, mit seinen Söhnen und Töchtern im Schatten der Fruchtbäume, die er vor vielen Jahren neben seinem Hause gepflanzt hatte.

Die Sonne neigte sich eben zum Untergang, und die Abendluft spielte sanft in den Wipfeln der Bäume, und in den silberweißen Locken des Greises.

„Wie erquickend sind doch," so sprach er, „die lieblichen Düfte und Wohlgerüche, die uns umschweben, und wie süß schmeckt, nach vollbrachtem Tagwerk, die Ruhe im kühlenden Schatten der Bäume! Schön war der heutige Tag, lieben Kinder; aber seht, es ist nun sein Abend gekommen."

„So, meine Lieben, geht's auch im Leben des Menschen. Es ist gleich einem langen, freundlichen Arbeitstag, und es wird auch dieses Tages Abend erscheinen."

„Was wird aber an jenem Abende die scheidende Seele erquicken, und dem brechenden Herzen sanfte Kühlung zuwehen?"

„Glaubet mir, Kinder, alle irdischen Freuden, die uns zu Theil geworden, werden dahin geflossen seyn, wie Wasser aus unsrer Hand fließt, und sie werden keine Spur von sich zurücklassen. Was bleiben wird, ist nur Eines — — die Werke unsrer Liebe und Gottesfurcht. Diese werden einst wie blühende Bäume vor uns stehen, und uns erquicken in der heißen Angst des Todes."

Jetzt schwieg der Vater. Die Kinder aber, die sich seiner Güte und Weisheit erinnerten, weinten und sprachen: „O bester Vater! du hast den Samen der Tugend in unser Herz gepflanzt, hast die Hungrigen gespeiset von deinen Feldern, die Nackten bekleidet von

deinen Herden, und abgetrocknet die Thränen der Unglücklichen. Sieh, diese Werke deiner Liebe stehen vor dir wie blühende Bäume, deren Früchte in der Ewigkeit reifen. Mögest du noch lange ruhen in ihren Schatten, und erst spät uns verlassen, um ihre Früchte zu ernten!!"

„Und mögen wir werden, wie du," setzte der Erstgeborne hinzu, „damit auch uns der Abend des Lebens einst mild und freundlich erscheine, wie dir, liebster Vater!"

*

Den Frommen schrecket nicht der Tod;
Sein Tagewerk ist aus;
Nun ruft ihn der gerechte Gott,
Zu seinem Lohn nach Haus.

---

19. Das brennende Licht.

Trautmann, ein weiser Lehrer zwey talentvoller Jünglinge, unterrichtete diese am liebsten in Bildern und Gleichnissen.

Um die Denkkraft der Schüler zu üben, mußten sie bisweilen selber die Aehnlichkeit suchen zwischen dem Bilde und der Sache, die dadurch anschaulich gemacht ward.

Eines Tages verglich er Gott mit dem Lichte; „denn," setzte er hinzu, „Gott ist das Licht. So spricht der Jünger der Liebe, der an dem Herzen Gottes gelegen, und aus diesem Herzen die ewige Wahrheit geschöpft hat."

Nach einiger Zeit, da die Schüler nachgedacht hatten, sprach der Lehrer zu ihnen: Saget mir nun, wie ist wohl Gott mit dem Lichte zu vergleichen?" Da redete zuerst Gottlieb, der ältere Jüngling; „Ich, lieber Lehrer, stelle die Aehnlichkeit mir so vor: Alles ist finster und traurig, kalt und todt um uns her, wenn das große Gestirn des Tages, die Sonne, nicht scheinet. Sobald sie aber am Himmel glänzet, ergießen sich Licht und Freude, Wärme und Leben über alle Geschöpfe der Erde."

„So ist Gott das Licht der Welt im höchsten geistigen Sinne. Wenn der Mensch ferne von ihm ist, so versinkt die Seele in Kälte und Finsterniß, und er wandelt in dem Schatten des Elends und Todes. Dagegen wenn Gott mit ihm ist, so erglänzt ihm göttliches Licht, das ihn führet durch Liebe zum Leben."

Und der Lehrer erwiederte: „Demnach, lieben Schüler, habet stets Gott vor Augen, und bewahret sein Andenken in eurem Gemüthe! Dann habt ihr den Weg der Wahrheit und Freude betreten, der da führet zum herrlichsten Ziel."

Jetzt erhob sich Adolph, der jüngere Schüler, und sprach: „Ich finde Gott dem Lichte ähnlich auf folgende Weise: Gleichwie eine brennende Lampe unerschöpflich ist an Wärme und Erleuchtung, so ist auch Gott eine unerschöpfliche Quelle von Liebe und Leben für alle seine Kinder. Mögen Tausende hingehen, und am leuchtenden Dochte ihre Lämpchen anzünden, das Licht bleibt ungeschwächt an Schimmer und Kraft. Tausend Flämmchen strömen aus ihm, ohne daß es verliert an Fülle und Reichthum."

„Also ist's auch mit Gott. Wenn Millionen ihr Heil in ihm gefunden haben, so bleibt er ewig, welcher er war, ist und seyn wird, ewig reich, und unerschöpflich an Segen und Gnade."

„Wohl, mein Adolph," versetzte der Lehrer, „darum soll unser Herz in jeglicher Noth sich freudig erheben, und aus dem unerschöpflichen Reichthum der ewigen Liebe die himmlischen Gaben in Glauben und Demuth erflehen."

*

Gib mir, o Gott! zum Guten Kraft
So wird es mir gelingen;
Denn Du bist es, der Beydes schafft:
Das Wollen und Vollbringen.

20. Der zerrissene Zaun.

Die Schulkinder eines Städtchens wandelten einst an der Hand ihres Lehrers durch den Wiesenplatz außerhalb der Ringmauer. Da kamen sie an einem Gärtchen vorüber. Die Kinder guckten hinein durch den Gitterzaun, und sahen mit Erstaunen, daß die ganze Anlage zerstört war.

Die jungen Bäume waren eingeknickt und verzauset, die Blumen und Kräuter zerfressen, und der Boden durchwühlet. „O wehe!" riefen die Kinder, „das schöne Gärtchen ist ein Gräuel der Verwüstung geworden! Welch feindseliger Mensch hat wohl diesen Frevel gethan?"

Der Lehrer aber, welcher den Grund dieses Unwesens erforschen wollte, wurde gewahr, daß am äußersten Ende des Gärtchens das Gitter durchbrochen war. Da sprach er zu den Kindern: „Sehet ihr dort den zerrissenen Zaun? So war es leicht, daß böse Buben, oder Rinder und Schweine Verwüstung anrichten konnten."

Die Kinder aber sagten voll Mitleid: „Der arme Gärtner! wie wird er nun jammern über das zerstörte Werk seines Fleißes!"

Und der Lehrer erwiederte: „Allerdings ist dieser Unfall betrübt; doch ist er unbedeutend im Vergleich mit einem viel größern ähnlicher Art, der mir vor Augen schwebet, und dessen bloße Erinnerung mein Herz mit Kummer erfüllt. Denn sieh, liebe Schuljugend, du selber bist gleich einem Garten, den die Hand Gottes gepflanzt hat, auf daß des Vaterlandes schönste Hoffnungen darinn blühen, und die edlen Früchte einer frommen Nachkommenschaft heranreifen sollen."

„Die Schutzwehr aber, oder der Zaun, welcher diesen Garten umschließet, und dessen köstliche Blüthen und Früchte bewahret, ist die züchtige Scham der jungfräulichen Unschuld. Ist einmahl dieser Zaun niedergerissen, dann wehe der herrlichen Pflanzung Gottes! Die niedrige Lust und Begierde werden sich ihrer bemächtigen, werden, gleich wilden Thieren, den innersten Grund aufwühlen, und die herrlichsten Blüthen und Früchte zertreten. Ach! dann wird der schöne Garten, welcher vorhin der Augen Lust, und des Gärtners Stolz war, da stehen — traurig und öde — ein Anblick des Jammers und Schmerzes!!"

„Darum, lieben Kinder, damit ihr nicht etwa die schönen Hoffnungen, welche auf euch ruhen, vernichtet, so bewahret die heilige Scham, und hüthet euch, etwas zu thun, darüber ihr erröthen müßtet vor dem Angesichte eurer Aeltern und Lehrer."

*

Ich will bey Andern und allein
Recht schamhaft und behuthsam seyn;
Gott weiſs ja Alles — Alles, was ich thu',
Auch wenn mich Niemand sieht, sieht er mir zu.

---

21. Die Sündfluth.

Gotthold war ein weiser Lehrer. Hatten sich seine Schüler besonders wohl gehalten, so suchte er sie da-

durch zu belohnen, daß er ihnen mancherley schöne Bilder zu schauen gab — von Erschaffung der Welt, vom Tode Abels, von Isaaks Aufopferung, und dergleichen heiligen Geschichten.

Die Kinder hatten jedesmahl eine ungemeine Freude, und hörten gerne die Worte der Weisheit, die aus dem Munde des ehrwürdigen Lehrers flossen, indeß ihr Auge sich an den herrlichen Bildern ergetzte.

Eines Tages zeigte er ihnen die Geschichte der Sündfluth, welche auf drey großen Tafeln abgemahlt war. Auf der ersten Tafel war vorgestellt das Jammern und Händeringen der Männer und Weiber, die, ihre Kindlein an der Hand führend, auf die höchsten Berge und Bäume stiegen, um sich zu retten. Noe aber, der treue Diener Gottes, ging mit den Seinigen in die Arche — voll Ruhe und Demuth.

„Sehet, meine Kinder," sprach Gotthold, „so strafet Gott die überhandnehmende Sünde! Die Gerechten aber, die in versunkener Zeit sein Gesetz heilig halten, rettet er wunderbar aus jeglicher Noth."

„Darum, ihr Lieben, sorget nur dafür, euch von dem verderbten Haufen zu scheiden — wie Noe, dann wird Gott für die Arche schon sorgen, die euch bewahre, wenn die Gottlosen zittern, und zu Grunde gehen."

Auf der zweyten Tafel sah man: wie die Arche von den gewaltigen Fluthen über die höchsten Berge emporgetragen wurde.

„Sehet," sprach der Lehrer, „die emporschwebende Arche ist ein schönes Bild des gottesfürchtenden Menschen zur Zeit der Noth. Je mehr das Wasser wächset und anschwillt, desto höher wird auch die Arche erhoben: und je höher die menschliche Noth steigt, desto höher und inniger erhebt sich die gottvertrauende Seele zum Himmel, und ruhet nicht um Hülfe zu schreyen,

bis Gott dem steigenden Jammer gebeut durch das rettende Wort der Erbarmung: Bis hieher, und nicht weiter!"

Auf der dritten Tafel war abgebildet: wie Noe einen Altar baut, und dem Herrn ein Dankopfer schlachtet.

Da sprach Gotthold: „Das Herz des Gerechten ist ein Altar, darauf er, nach jeder empfangenen Wohlthat, neue Opfer des Lobes und Dankes entrichtet."

„So erwächst in der dankbaren Seele des Glaubens Muth und die Hoffnung: Der bis hierher geholfen, bleibt fortan mein Vater und Helfer!"

„Auch stolze und leichtsinnige Menschen bethen im Gedränge der Noth. Ist aber ein Ende, so denken sie nicht mehr daran, und vergessen des Dankes. So erstirbt in ihnen der kindlichen Zuversicht Trost. Denn wie könnte ein Undankbarer in den Tagen der Trauer froh und vertrauend gegen Himmel blicken, da er Gott nicht die Ehre gegeben, ihm zu danken in den Tagen der Freude?!"

„Darum, lieben Kinder, vergeßt nie des Dankes! Denn nur das Gebeth einer dankbaren Seele ist wohlgefällig vor Gott, und findet Erhörung."

*

Wer undankbar für Güter ist,
Die ihm der liebe Gott beschert,
Des Gebers beym Genuſs vergiſst,
Der ist der Wohlthat nimmer werth.

12. Die köstliche Perle.

„Vater! der Schullehrer hat uns heute wieder mancherley Schönes vorgetragen, daß es recht zum verwundern war.“ So sprachen Selmars Kinder, Alexius und Katharina, als sie von der Feyertagsschule nach Hause kamen.

„Nun,“ sprach der Vater, „so erzählet mir, was ihr denn Schönes und Wundersames gehört habt?“

Darauf sagte Alexius: „Der Lehrer redete von den Reichthümern der ewigen Allmacht und Güte: wie der liebe Gott nicht nur in den Eingeweiden der Erde, sondern auch in den Schlünden des Meeres noch Schätze für die Menschen bewahre, und daß in dem tiefesten Grunde desselben mancherley Muscheln, mit köstlichen Perlen gefüllt, zu finden seyn; — und daß,“ fiel Katharina ein, „die Taucher mehrere hundert Fuß tief ins Meer sich hinunterlassen, um einige Perlen zu fischen.“

Der Vater, der jeden Anlaß benützte, in seinen Kindern den Sinn für göttliche Dinge zu wecken, erwiederte darauf: „Es ist allerdings so, meine Kinder, wie ihr von dem trefflichen Lehrer gehört habt. Der Taucher stürzt sich ins Meer, und achtet nicht der Wogen, die über ihn zusammenschlagen.“

„Wenn er nun aber die gewaltigen Fluthen über sich ergehen läßt, und die Gefahr seines Lebens nicht scheut, um eine Perle zu hohlen, die vielleicht ein Paar Thaler werth ist: was sollen wir nicht thun, lieben Kinder, um uns jene köstlichste Perle eigen zu machen, welche mehr werth ist, als alle Schätze der Erde und des Meeres, und von welcher geschrieben steht: Das Himmelreich ist gleich einer Perle, welche zu besitzen man alles daran geben soll?!“

„Liebster Vater!“ so fragten die Kinder, „was sollen wir denn aber vornähmlich darangehen, um in den Besitz dieser köstlichsten Perle zu kommen?“

„Bringet,“ sprach der Vater, „für das edelste Kleinod auch das schwerste und theuerste Opfer! Opfert den stolzen, eigenen Willen, auf daß ihr, in Demuth und Gehorsam fröhlich und frey den Willen dessen vollbringet, der da ist Herr und König des Himmelreiches, und welcher gesagt hat: So Jemand mein Jünger seyn will, der verläugne sich selbst, und folge mir nach!“

„O liebster Vater!“ sagten darauf die Kinder, „wenn der Taucher das Schwerere thut, und sein Leben wagt einer vergänglichen Perle wegen: wie sollten wir nicht das Leichtere thun, und gerne unsern eigenen Willen opfern, um der Perle des Himmelreichs wegen?“

Und der Vater erwiederte: „Werdet ihr, lieben Kinder, thun, was euch nur leicht dünkt, so habet ihr auch schon das Schwere vollbracht.“

„Denn haben wir einmahl dem Willen Gottes das eigene Verlangen geschlachtet, dann werden wir auch das Leben freudig hingeben, und lieber sterben, als untreu werden an Tugend und Wahrheit, welche da sind das Reich des Himmels auf Erde.“

*

Nur der ist tugendhaft und gut,
Der stets, was seine Pflicht ist, thut.

---

23. Die Blumen-Pflänzchen.

Wilhelm bath eines Tages seinen Vater, er möchte ihm ein kleines Garten-Beet geben, um darin Blumen zu pflanzen. Der Vater gab ihm ein Beetchen, und mancherley Samen, die der Knabe alsogleich bauete.

Als nun die zarten Keime aus der Erde hervorstachen, und allmählig zu Blättlein erwuchsen, da hüpfte Wilhelm vor Freude; denn in seinen Gedanken sah er schon die lieben Blumen, welche er nun bald würde abpflücken können.

Allein seine Freude verschwand, als nach einigen Tagen die Blumenpflänzlein matt und welk da standen; denn die Sonne schien brennend heiß, und längere Zeit hatte es nicht mehr geregnet.

Da sprach er wehmüthig zu seinem Vater: „O mein Vater! ich werde nun wohl keine Blumen bekommen; denn sieh nur, die zarten Pflänzlein stehen blaß und matt, als wollten sie sterben."

„Dieß macht die drückende Hitze, mein Kind!" antwortete der Vater. „Aber da ist noch zu helfen; geh, und hohle nur Wasser, besprenge damit die Pflänzchen, und sie werden sich alsbald wieder erhohlen."

Eilig lief Wilhelm zum Brunnen, und füllte dreymahl nach einander eine große Gießkanne voll Wassers, begoß damit die Pflänzchen, und harrete mit freudiger Hoffnung des guten Erfolges. Als er aber des andern Tages mit dem Vater hinausging, sein Beetchen zu sehen, fand er die Pflänzchen welker als vorher, und an einigen zeigten sich wohl gar schon Spuren der Fäulniß. Da ward der Knabe sehr traurig. Der Vater aber sprach: „Thörichtes Kind! du hast ja das Beet überschwemmt! wie sollten die ersäuften Pflänzlein noch zu erstehen vermögen?"

„Liebster Vater!" antwortete Wilhelm, „ich glaubte, die Sache am besten zu machen; denn ich dachte: je mehr Wassers ich gieße, desto leichter wird sich die Blumensaat wieder erhohlen."

„Du hast geirret, mein Kind," erwiederte der Vater. „Mit wenigem Wasser hättest du die halb erstorbenen Pflänzchen [illegible] erquicket, und zu neuem Leben erfrischet. [illegible] durch das übermäßige Gieß-

sen hast du sie gewaltsam erstickt, und die Kraft ihres Wachsthumes getödtet, daß sie wohl werden verderben müssen. Sieh, mein Wilhelm, in dieser Erfahrung ist eine wichtige Lehre enthalten."

„Gleichwie eine Pflanze in dem brennenden Sonnenstrahl allmählig welket und schwach wird, so werden auch die Kräfte des Menschen erschöpft, welcher im Schweiße des Angesichtes sein Tagwerk vollbringt."

„Nun aber spendet die Hand Gottes Speise und Trank, und mancherley Freuden, daß sie den müden Pilger der Erde erquicken, wie kühlendes Wasser die matte Pflanze erquickt."

„Wer nun jener Geschenke des Himmels mit Mäßigung und Weisheit genießt, dem sind sie ein heilendes Labsal, des Leibes Glieder zu stärken, und das Herz zu erfreuen."

„Wer aber derselben genießet im Uebermaße, wie das vernunftlose Thier, dem sind sie ein tödtendes Gift, welches die Kräfte des Menschen zerstöret, daß er verderben muß an Leib und an Seele."

*

Ergeze dich zu seiner Zeit,
Doch alle Mahl mit Mäßigkeit.

---

24. Der Knochenmann.

An einem freundlichen Morgen des Herbstmonathes wandelte ein weiser Vater mit seinen Knaben, Sigmund und Felix, hinunter ins Wiesenthal.

Der Weg führte sie am Kirchhof vorüber, vor dessen Eingang das Bild des Todes zu sehen war, der die Sense in seiner Hand hielt.

Da fragte Sigmund: „Vater! sieht denn der Tod auch wirklich so aus, wie er hier abgemahlt ist?" Darauf antwortete der Vater: „Der Tod, meine Kinder,

kann nicht angeschaut werden; denn er ist kein Wesen, welches Daseyn oder Gestalt hat; sondern — die Scheidung der Seele vom Leibe — das ist der Tod." „Warum," sagte Felix, „wird er denn aber vorgestellt in dieser häßlichen Gestalt?" „Deßwegen," erwiederte der Vater, „weil der Tod diese häßliche Gestalt an uns allen hervorbringt; denn aus jedem Menschengebilde wird einst so ein Knochenmann — im Schoße der Erde."

Während dieses Gespräches hatten sie die Wiese erreicht, welche noch prangte in ihrem herbstlichen Schmucke; denn es waren die Tage der letzten Heu-Ernte noch nicht gekommen.

Jetzt fragte Sigmund noch einmahl: „Vater! warum hält denn aber der Knochenmann die Sense in seiner Hand?"

Da sprach der Vater: „Sehet ihr die mancherley Blumen der Wiese? Schön und herrlich stehen sie da, — zum Ergetzen des Wandlers; aber bald werden sie niedersinken unter der Sense des Mähers."

„Sehet, dieß ist auch aller Sterblichen Loos! Denn es stehet geschrieben: Wie Gras, so ist des Menschen Leben. Er blüht und fällt wie Blumen auf der Flur. Ps. 102."

„Darum, meine Kinder, bauet nicht auf euer blühendes Alter; sondern damit ihr wandelt in steter Unschuld vor Gott, so vergeßt nicht: auch den Jüngling, der da blühet in voller Kraft und Schönheit der Jugend, strecket nicht selten des Todes kalte Hand nieder, wie die Sense des Mähers die Blumen des Feldes zu Boden mähet."

„Aber nicht wahr, lieber Vater," sagte nun Felix, „wenn auch die Wiese nun ihren Schmuck ablegt, so werden denn doch die Blumen wieder kommen mit dem wiederkehrenden Frühling?"

„Ja wohl, meine Kinder," versetzte der Vater, „sie werden wiederkommen in neuer Anmuth und Herrlichkeit. Und also bleibt auch der Mensch nicht immer in den Armen des Todes; sondern er wird hervorgehen aus dem Schoße der Erde — herrlicher, als die herrlichste Blume."

„Denn die Blume ersteht — verweslich im endlosen Kreislaufe."

„Der Mensch hingegen ersteht — unverweslich im Lande eines ewigen Frühlings, dem kein Winter mehr nachfolgt, wo weder Tod, weder Schmerz, noch Trennung mehr seyn wird."

Jeder Mensch ist geboren für eine Ewigkeit, denn sein Schicksal über'm Grabe heißt Unsterblichkeit.

25. Der Mann ohne Füße.

Gustav war der einzige Sohn vermöglicher Aeltern, und wurde von ihnen in der Furcht Gottes er-erzogen. Allein, da er noch nicht volle zwölf Jahre alt war, stürzte ein unseliger Krieg die guten Aeltern in die äußerste Armuth. Durch Plünderung und Brand kamen sie um all ihr Hab und Gut, und endlich raubte ihnen eine tödliche Seuche auch noch das Leben.

Gustav war nun ein armer, verlassener Waise; denn die Verwandten und Nachbarn seufzten alle unter dem gemeinsamen Jammer des Krieges. Da war also Niemand, der sich seiner angenommen hätte.

Der unglückliche Knabe, welcher bisher noch niemahl Noth oder Mangel erfahren hatte, mußte demnach fortziehen in entfernte Gegenden, um unter gutherzigen Leuten sein Brot zu suchen. Es war noch dazu Winter, und der arme Gustav mußte mit zerrissenen Kleidern und bloßen Füßen einhergehen.

„O Kinder! verlasset euch niemahl auf Reichthum! Denn wer heute noch alles im Ueberfluß hat, und mit köstlichen Kleidern geschmückt ist, kann morgen schon darben, und barfuß gehen."

Gustav hatte sich manchen Tag nicht mehr satt gegessen; dabey schauderte er, und seine Füße waren beynahe erstarrt vor Kälte. In diesem traurigen Zustande kam er endlich zu einem Städtchen. Sein Elend ging ihm durch die Seele, und er versank in tiefe Betrübniß; denn Frost und Hunger thun wehe, lieben Kinder!

Da begab er sich in die nächste Kirche, klagte dem lieben Gott sein Anliegen, bethete voll Inbrunst, und ein Strom von Thränen stürzte ihm dabey aus den Augen.

Indeß er so weinte und bethete, trug man einen armen Mann in die Kirche, welcher keine Füße hatte. Da fühlte sich Gustav auf ein Mahl getröstet. Er blickte vertrauensvoller zum Himmel, und die Thränen flossen ihm langsamer über die Wangen.

Da er aus der Kirche getreten war, ging ihm ein angesehener Mann nach, welcher ihn in der Kirche bemerkt hatte.

„Guter Knabe," sprach er, „was fehlt dir, und warum bist du so traurig?"

Gustav erzählte ihm nun sein betrübtes Schicksal, und schloß die Erzählung mit diesen Worten: „Sehen Sie, lieber Herr, mein Unglück ging mir zu Herzen; denn zumahl meine erstarrten Füße thaten mir recht wehe. Deßwegen weinte ich so bitterlich, und flehete um Trost und Hülfe zum Himmel. Als man aber je-

nen armseligen Menschen, der keine Füße hat, in die Kirche hineintrug, da ward's mir auf ein Mahl leichter ums Herz, und ich konnte getrost sprechen: O mein Gott! ich danke dir, daß ich mit nackten Füßen doch gehen kann! Denn es ist ja doch besser, keine Schuhe und Strümpfe, als keine Füße haben. Der mir die Beine gegeben hat, kann sie mir auch wieder bekleiden."

Der reiche Mann ward durch diese Rede innigst gerührt. Voll Mitleids sprach er zu Gustav: „Mein Sohn! der liebe Gott hat dein Thränengebeth erhört. Von nun an sollst du weder hungern, noch frieren mehr." Er führte ihn voll Liebe in sein Haus, ließ ihn neu kleiden, und sorgte väterlich für ihn sein Leben lang.

In jeder Noth
Vertrau auf Gott!
Die glaubig Ihm vertrauen,
Und kindlich auf Ihn schauen,
Wird Er aus allen Nöthen
Wunderbar erretten.

26. Das Kind am Rheinstrome.

(Der Rhein ist einer der größten Flüsse in Deutschland).

Ein Knabe schöpfte mit einem Löffel Wasser aus dem Rheinstrome, und goß es in ein klein Näpfchen. „Was willst du damit" — fragte ihn ein vorübergehender Wanderer. „Den ganzen Strom da hinein füllen, daß ich sein inneres Wesen, und den Grund desselben kennen lerne." — „Einfältiges Kind" — sagte der vernünftige Fremde, — „Doch — dir kann man diesen lächerlichen Einfall verzeihen; wenn aber der Mensch in die engen Gränzen seines Verstandes all' das Unendliche im göttlichen Wesen — das Unerforschliche in den

Geheimnissen seiner Religion fassen will — welch' ein kindisches, vergebliches Beginnen!"

*

Forsch nicht so dreiste nach,
Wie Gott diess All' gemacht:
Dein Geist ist allzu schwach,
Gottes Allmacht zu ergründen,
Seine Wege aufzufinden.

---

47. Das Samenkörnchen.

Es waren zwey Brüder, welche einmüthig neben einander wohnten, und nachbarlich lebten in traulicher Freundschaft. Zu selbigen kam ein unbekannter Pilger, der kehrte ein unter ihrem Dache, und sie nahmen ihn gastlich auf, also daß sie ihn freundlich bewirtheten. Der Pilger aber war voll ernsten, geheimnißvollen Wesens, und sprach nicht denn in sinnigen, tiefen Worten, und die Brüder betrachteten ihn mit Ehrfurcht, gleich einem Manne, der aus dem heiligen Lande komme, oder aus der Vorwelt ferner Zeiten erwacht wäre. Als er nun von dannen zog, trat er zu den Brüdern, und reichte jedem ein Samenkörnlein, dessen Natur und Kraft er mit wundersamen Worten nannte, und geboth ihnen, solches in die Erde zu legen, und sein sorgfältig zu pflegen, auf daß es seine sonderlichen Gaben entfalten, und ihnen die köstliche Frucht bringen möchte. Da ging der Aelteste hin, und wählte einen Platz, welchen er als den besten kannte, und machte das Erdreich mild, und legte hinein mit frommen Wünschen das seltene Körnlein. Der jüngste aber haderte mit ihm und sprach: „Du hast thöricht gethan, daß du solch' seltenes Körnlein dem Verderben preis gegeben, mögen es nun gar leichtlich die Würmer fressen, oder so es aufgegangen ist, mag es der Nachtfrost verderben, oder die Raupen es zernagen, und

du hast es für immer verloren. Ich will klüglicher handeln, und dasselbige Wunderkörnlein als den größten Schatz meines Hauses verwahren, daß es mir und meinen Nachkommen bleibe zum Gedächtniß und zur Augenlust. Und er that also, und verbarg das Körnlein in einer köstlichen Büchse, und trat jeglichen Tag hinzu, es zu besehen, und freute sich sein, so oft er es sah. Der Erstgeborne aber pflegte des Körnleins, und deckte es zu, daß es nicht getroffen wurde von dem scharfen Hauche der Nacht, ehedenn es den Keim an das fröhliche Licht des Tages sendete. Und als sich der Keim herausgedrängt hatte aus dem Dunkel der Erde, so verwahrete er das Pflänzlein mit zarter Sorge, und ward nicht müde, und ließ nicht ab, und schützete es vor dem Winter, und nahm die Hacke, ihm den harten Boden zu lockern, und that alles, was er wußte und konnte, sein Bäumchen zu erhalten, und achtete der Mühe nicht, noch des Schweißes, welchem der Lohn noch ferne schien. Der Jüngere aber trat hinzu, und lächelte seiner Mühe, also daß er die Lust rühmete, so ihm sein Körnlein both, und hatte es noch eines so lieb, dieweil er es sonder Mühe besaß. Und er haderte mit Jedem, der es tadelte, und war voll Grimms, wenn es Jemand antasten wollte, und gedachte in seinem Herzen es blutig zu rächen, dafern es Jemand rauben würde oder verletzen. Es waren aber viele Jahre vorbey geeilt, und die Brüder selbst waren alt worden — siehe da trat der wunderbare Fremdling zu ihnen ein, und redete sie an, und sprach: „So thut nun Rechnung, was ihr gethan habt mit meiner Gabe, und lasset mich sehen die Früchte meines Geschenkes, daß ich mich ihrer auch freue." — Der Aelteste aber sprach: „Komm und siehe es!" — und sie traten unter einen Baum, der war emporgewachsen gleich den Zedern des Libanons, und breitete seine Aeste weit um sich, und hatte sich geschmückt mit den herrlichsten

Früchten, also daß er prangete, wie ein Baum in Eden*). Und der Erstgeborne sprach: „Siehe Herr, so hat mich deine Gabe belohnet, ob sie mir gleich mancherley Mühe und der Sorge viel gemacht hat. Nun aber haben von den Früchten dieses Baumes ich und meine Kinder, und viele Ermattete genossen, und sind gestärket worden, und gelabet von seinem wirthlichen Schatten. Und mein liebstes ist der Baum, und ich gewahre es mit Entzücken, daß er im Laufe jeglichen Jahres höher hinauf steiget zum Himmel, als wollte er mir eine Leiter werden zum Lande der Seligen, und meinem Nahmen ein ewiges Andenken bleiben im Lande der Irdischen." — Also sprach derselbe, und blickte hinauf mit Rührung zu den dunkeln Aesten seines Lieblings, und sein Blick verlor sich in den Wolken, und eine himmlische Ruhe erfüllte wieder sein freudiges Herz. Dem Jüngern aber trafen solche Worte das Herz, und er wagte nicht, seine Augen aufzuheben, und schlich sich von dannen. Da segnete der Pilger die Treue des Mannes, und sprach: O selig bist du, der du geglaubet, und im Glauben gehandelt und geliebet, und in der Liebe gehoffet hast! — Solch Körnlein ist der Glaube, der da selig macht, dafern er durch die Liebe thätig ist; wenn er aber nicht Werke hat, so ist er todt an ihm selber."

Der Glaube ohne Liebe
Zähmt nicht die wilden Triebe,
Die im Herzen
Tobend herrschen.

---

*) Paradies.

Nur Gottes Lieb' allein,
Die auch im Nächsten thätig ist,
Den Freund und Feind gleich liebt
als Christ,
Läßt uns ganz selig seyn.

---

28. Die beyden Söhne.

Ein Vater hatte zwey Söhne. Beyde erfüllten die Gebothe des Vaters; aber sie waren nicht beyde gut. Ein Beyspiel wird alles erläutern. Es war ein schöner Frühlings-Morgen, als der Vater an das Lager der Söhne trat, und sie vom Schlafe ermunterte. Der leichte Morgenschlummer, wo die Fesseln des Schlafes loser werden, wie die Dunkelheit der Nacht sich in Dämmerung auflöset, war den Knaben so süß! — Beyde ließen sich ungern ermuntern. Gern hätten sie noch die Süßigkeit der sanften, mit Bewußtseyn verbundenen Ruhe genossen. Doch der Vater weckte; ihm mußten die Söhne gehorchen. Der Aelteste dachte aber bey sich selbst: wie hart ist doch der Vater! — Noch bin ich müde, und doch soll ich aufstehen. Thue ich's nicht, so wird er mich strafen. Der Jüngere sprach laut: „Ach, so gerne hätte ich noch ein wenig geschlummert, lieber Vater!" — Er richtete sich mit liebendem Blicke vom Lager auf, welcher deutlich ausdrücket: dir gehorch' ich aber auch gern! — Und so dachte der gute Sohn auch; denn er wußte, daß alles gut wäre, was sein Vater von ihm forderte. So erhoben die beyden Söhne sich vom Lager. Als sie die Bedürfnisse des Körpers befriedigt hatten, erlaubte ihnen der Vater in dem Garten

zu lustwandeln, um die Anmuth des Frühlingsmorgens zu genießen, damit sich ihre jungen Seelen für das Leben erheiterten. Der jüngste freute sich der schönen Natur; aber er gedachte auch der Liebe des Vaters, der ihnen diesen Wonnegenuß verstattete. Doch der ältere Bruder hatte nicht gleiche Gedanken; kaum waren die Reitze des blühenden, duftenden Gartens, der milde Blick der jugendlich-scheinenden Sonne, und die Liebkosungen der erfrischenden Luft hinreichend, seinen Verdruß über das frühe Erscheinen des Vaters am Lager zu zerstreuen. Als auch endlich die Wonne eines unaussprechlich-schönen Morgens seinen Verdruß zu besiegen begann, und ein Strahl der Freude in seine Seele drang, rief ihm die Stimme des Vaters, herbeyzukommen, um durch den Unterricht seinen Geist zu bilden. Gern hätte er sich gestellt, als wäre die Stimme des Vaters durch das Gebüsch des Gartens nicht zu ihm gedrungen, aber die Furcht vor der Strafe war überwiegend, und er eilte, sich dem Vater darzustellen. Auch der jüngere Bruder mußte mitten im Genuße der Wonne abbrechen; aber er war stets so gesinnt, daß er den Willen des Vaters für den besten hielt, darum verließ er den Rasenplatz, auf welchem bescheiden Veilchen duftreten, ohne Mißmuth, und eilte mit heiterem Blicke zu dem Vater. Während des Unterrichts hörten beyde Söhne aufmerksam zu; der ältere gezwungen: denn er kannte die Strafe, welche auf Unachtsamkeit folgte. Aber er hatte Abscheu gegen das Gesetz, welches auf Unachtsamkeit Schmerzen folgen ließ, und Groll hatte er im Herzen gegen den Vater, der das Gesetz gegeben hatte. So kämpfte sein Inneres unaufhörlich gegen den Vater, der seinen Neigungen so oft der Ordnung des Lebens wegen widersprach. Knechtischer Gehorsam aus knechtischer Furcht erzwang die Erfüllung aufgelegter Pflichten. Also erheben Millionen ihre Hände bethend zu dem Herrn der Welten, sklavisch fürchtend die strafende Ge-

rechtigkeit; doch ihr Herz ist nicht mit erhaben, sondern gefangen von sinnlichen Trieben, erfüllt von Neigungen gegen das Gesetzwidrige, und beunruhigt von der Angst, sich nicht dahin neigen zu dürfen, wozu die böse Lust reizt. Der jüngste Sohn both alle seine Kräfte auf, die Lehren des Vaters treu aufzufassen und zu bewahren. Es that ihm leid, wenn sein Vater unzufrieden mit ihm war, darum verabscheuete er die Unwürdigkeit, einen zufriedenen, liebevollen Blick von seinem Vater zu erhalten.

Also soll auch der Mensch Gott gehorchen, ihn lieben, ihn fürchten. Er soll frey sich hingeben zur Befolgung der Gesetze Gottes, mag ihm auch die Sinnlichkeit das Werk noch so sehr erschweren. Er soll mit ganzem Gemüthe sich hinneigen zu dem, der über Alles heilig, und dessen Wille der beste ist; er soll an ihm hangen mit kindlichem Herzen. Er soll Abscheu haben vor Allem, was nicht mit dem Willen des Heiligsten übereinstimmend ist: denn er muß die kindliche Furcht hegen, daß er unwürdig der Liebe Gottes dadurch werde.

*

Wirf ab die Furcht und Angst von dir!
Sie ist für Gotteskinder nicht.
Nur liebe mich, und traue mir,
Spricht Gott, dann wandelst du im Licht.

---

29. Der junge Timotheus.

„Liebst du mich?" — fragte einst der junge Timotheus seinen Vater, einen redlichen, gottesfürchtigen Greis. — „Mehr als Alles!" — erwiederte der Vater. Timotheus fuhr fort: „Liebst du aber auch Gott?" — „Mein Herz ist ganz voll seiner Liebe." — Aber, Vater, zwey Personen können nicht auf ein Mahl deiner Liebe werth seyn." — Diese Worte durchbebten den Vater; er schwieg, und eine Thräne rollte von seiner

Wange. Timotheus sah die Wehmuth seines Vaters, aber er fuhr mit gleicher Fassung fort: „Aber lieber Vater, was ist dir theurer, mein Leben oder dein Glaube? — Der fromme Greis erwiederte mit heißer Zärtlichkeit: „Alles, mein Sohn, gebe ich um dein Leben; aber mein Glaube, der Glaube an Gott und Jesus — er stockte — nein, o Sohn! eher will ich dich sterben sehen, als diesen verläugnen." — Timotheus fiel seinem Vater um den Hals. „Weine nicht, theurer Vater!" — rief er freudig — „dein Herz hängt fest an Gott, und deine Liebe zu ihm übertrifft die Zärtlichkeit gegen deinen Sohn, wie das Leben den Tod!"

*

Gott lieben, ist die erste Pflicht,
Wer ihn nicht liebt, der kennt ihn nicht,
Wer ihn nicht kennt, der sucht das Licht
des Lebens
vergebens.

30. Die schönste Vorschrift.

Ein Vater sah seinem Knaben zu, der eben Unterricht im Schreiben erhielt. Dieser bezeigte sich dabey recht fleißig: zuvor sah er alle Mahl die Vorschrift an, und dann bemühete er sich jeden Zug, so gut als ihm möglich war, nachzumachen. „Seht," — sprach der Vater zu den Uebrigen im Zimmer — „seht, wie alle Vollkommenheit aus der Unvollkommenheit entsteht, und wie man mit Fehlen lernen muß! — Von diesem Knaben fordert man nicht, daß seine Schrift der Vorschrift so ganz gleich werde; man ist mit seiner mühsamen Uebung zufrieden, und hofft, es werde immer besser gehen, bis er endlich fertig und schön schreiben kann. Wir haben auch eine Vorschrift, die schönste, die es

nur geben kann — das Beyspiel unsers Herrn. Machen wir's, wie dieser Knabe mit seiner Vorschrift; geben wir uns alle mögliche Mühe, seinem heiligsten Beyspiele immer ähnlicher zu werden, und wenn wir schon jetzt zuweilen einen Fehlzug machen, nur von neuem wieder anfangen, und nicht erliegen, — o dann ist's wohl gewonnen; er hat Gedult mit unsern Fehlern, und gibt uns Kraft und Gnade, dieselben täglich zu verbessern. Eines Christen Lehr-Jahre währen, so lange er lebt. Die besten Schüler des Herrn sind, die allezeit Schüler bleiben; die zwar täglich das Vorbild ihres Lehrers vor Augen haben, und dasselbe immer besser zu erreichen suchen, aber mit sich selbst und ihrer Nachfolge alle Mahl noch unzufrieden sind. Solche Schüler hüthen sich vorzüglich vor zwey Feinden: vor der Nachläßigkeit, und der Kleinmüthigkeit; aus jener entsteht Faulheit und falsche Sicherheit, aus dieser Verzagtheit und muthlose Trauer. Der Himmel steht nicht nur den Unschuldigen und Vollkommenen offen, sondern auch den Irrenden und Schwachen, wenn sie nur ihre Fehltritte wahrhaftig bereuen, und, was ihnen noch mangelt, von der Gnade des Herrn getrost erwarten."

*

Vertraue stets auf deinen Gott,
Wenn du vielleicht auch Sünder bist;
Verzage nicht in großer Noth,
Weil Gott der Schwachen Helfer ist.

31. Die verschiedenen Arbeiter.

Ein gütiger Herr sagte zu seinen Arbeitern: „Wenn ihr heute diese Arbeit fertig machet, so will ich euch über all' euer Erwarten und Verdienen belohnen; aber es ist viel daran gelegen, daß sie heute vollendet werde; morgen wäre es zu spät." — Sie sagten: „Wir wollen unsere Kräfte nach allen unserm Vermögen anstrengen; wir wissen, daß ihr ein gütiger Herr seyd, und können nicht sagen, daß es für einen Tag, und für Leute von unserer Stärke gar zu viel Arbeit sey. Ihr werdet uns ja bey der strengen Arbeit auch etwas mehr Erfrischung zukommen lassen." — „Allerdings," — war die Antwort — „ihr dürfet, so oft ihr euch müde findet, nur zu mir kommen, und einen labenden Trunk hohlen; auch werdet ihr, ich weiß es, bey eurem Nachgraben auf Oerter und Stellen kommen, wo sich unvermuthet etwas zu eurer Aufmunterung und Stärkung hervorthun wird; das dürfet ihr dann genießen. Uebrigens sind wir immer nahe beysammen; nichts soll euch aufhalten. Mein Vorrath, meine Anweisung, und der Dienst meiner Leute sollen euch niemahls verweigert werden." — So arbeiteten die Einen emsig fort, und erlabten sich oft mit einem stärkenden sehr angenehmen, doch nicht berauschenden Trunke; unter der fleißigen Aufsicht, der freundlichen Zurede, und den milden Gaben des Herrn ging ihr Werk über Verhoffen glücklich von Statten; ihr froher Feyerabend war früher da, als sie dachten, und sie wurden von dem Herrn gelobt, und jeder in ein herrliches, ihm zum Eigenthum geschenktes Gut eingesetzt. Aber Andere unter ihnen hatten einen harten Sinn, und sagten: „Warum müssen wir uns denn erst jedesmahl um Speise und Trank melden, so oft wir merken, daß wir ermatten möchten? Hätte uns der Herr nicht um so viel weniger Arbeit auftragen können? Hätte er uns nicht noch mehrere und bessere Ge-

hülfen zugesellen können? Hätte er uns nicht können unsern ganzen Antheil am Weine zum Voraus geben? Warum müssen wir ihn zum Theil erst nach und nach finden? Und ist es nicht hart, daß wir den ganzen Tag niemahls schlafen sollen? Würden wir uns nicht durch den Schlaf weit eher, als durch den Genuß alles seines Ueberflusses erhohlen?" — So oft der Herr oder seine Diener den Tag über zu ihnen kamen, fanden sie dieselben entweder schlafend, oder doch faul auf der Erde liegend, oder mit mancherley zeitversäumenden Nebenarbeiten beschäftigt, die ihnen gar nicht gebothen waren; und wenn sie befragt wurden: warum sie doch so weit zurückblieben? so entschuldigten sie sich immer: zu einem so großen, schweren Geschäfte seyen sie zu schwach; sie können oft vor Durst und Müdigkeit nicht fortarbeiten; wenn man ihnen aber eine andere Art von Wein beständig geben, und sie darauf schlafen lassen wollte, so versprechen sie schon munterer zu werden, und mit dem Tagewerke noch vor Andern fertig zu seyn. — Indessen ward es Mittag, ward Nachmittag, und ward Abend, und als die Andern noch vor der Nacht das ihrige vollbracht hatten, kam ein Gewitter daher, das sie von ihrer Arbeit jagte, und nöthigte sich vor dem Herrn zur Verantwortung zu stellen.

O Christ! der du standhaft und unbeweglich bist, und immer unverdrossen im Werke des Herrn; der du deinen himmlischen Vater bittest, daß er dich mit seinem heiligen Geist wohl bereite, stärke und erfreue: siehe hier deinen Zustand, und wie deine Arbeit im Herrn nicht vergeblich ist. Aber du, der du die Schuld deiner Sünden, und deiner Nachläßigkeit im Guten auf Gott werfen willst, und dich nur immer mit deiner Schwachheit und deinem Unvermögen ausredest, und deine beste Fähigkeit auf solche Geschäfte und Ergetzungen wendest, die dich vom thätigen Christenthum zurückhalten: du wirst so wenig einen befriedigten Richter in Ewigkeit

antreffen, als diese geschäftigen und geschwätzigen Müßiggänger.

Paulus an die Hebr. 3, 13. sagt: „Ermahnet euch selbst alle Tage, so lange es heute heißet, daß nicht Jemand unter euch durch den Betrug der Sünde verstocket werde."

*

Arbeitsam und fleissig seyn,
Macht vergnügt und froh allein;
Drum hast du die ganze Schuld,
Wenn dich Noth und Armuth quält.
Denn Gott schenkt nur dem die Huld,
Der die Treu' in Allem hält.

32. Der demüthige Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume sich gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sein eigenes Daseyn. „Mich hat der Herr gepflanzt," — sprach die erhabene Ceder — „Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt." — „Jehova's Güte hat mich zum Segen gesetzt," — sprach der umschattende Palmbaum — „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet." — Der Apfelbaum sprach: „Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Waldes." — Und die Myrthe sprach: Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen." — So rühmten alle, der Oehl- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten. Der einzige Weinstock schwieg, und sank zu Boden. „Mir" sprach er zu sich selbst — „scheint Alles versagt zu seyn, Stamm und Aeste, Blüthen und Früchte; aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten." — Er sank darnieder, und seine Zweige weinten. Nicht lange wartete und weinte er; siehe da trat die

Gottheit der Erde, der freundliche Mensch zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank, und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf, und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten jetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Gluth der Sonne durchdrang seine harten grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den labenden Trank für Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt neigte bald der Weinstock sich zu seinem Herrn nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft, und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt; denn viele standen entfruchtet da; er aber freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, und seiner ausharrenden Demuth. Darum erfreut sein Saft noch jetzt des traurigen Menschen Herz, hebt empor den niedergesunkenen Muth, und erquicket den Betrübten.

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus! — Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert den erquickendsten Trank der Erde.

*

Verzage niemahls bey den Beschwerden,
Die keine Menschenvorsicht hindern kann;
Such vielmehr, dass sie dir nützlich werden
Und beth' mit Ehrfurcht Gottes Willen an.

---

33. Die Quelle und der Knabe.

Ein Knabe, der an einem heißen Tage übers Feld ging, sehnte sich ungemein nach einem Trunke Wasser. Er sah sich überall um, aber nirgends konnte er eine Quelle oder einen Bach entdecken. Endlich glaubte er schon, er würde vor Durst verschmachten müssen, als er auf ein Mahl das angenehme Rauschen eines Wassers hör-

te. — Hier ist es unmöglich, die Freude zu beschreiben, die der kleine Wanderer empfand. Schnell eilte er hinzu, und dankbar blickte er gen Himmel, als er die reinste Quelle fand, die er sich nur wünschen konnte. — Doch überließ er sich nicht gleich seiner Begierde zu trinken — sondern wartete geduldig, bis er abgekühlt war, aß ein wenig Brot, und dann erst trank er von der erfrischenden Quelle, und kühlte seine schmachtende Zunge. Gerne hätte er sich noch länger an dem lieblichen Orte verweilet, allein seine Verrichtungen riefen ihn weiter. — Fröhlich verließ er die rieselnde Quelle, und dachte bey sich selbst: „So soll mich alle Ergetzung und Erquickung aus der Hand Gottes bis an mein Lebensende stärken, Gutes zu thun, und täglich Gutes zu erwarten, von der Quelle meines Lebens und meiner Freuden.“ —

Gewöhne dich, mein Kind! — bey allem Guten, so du genießest, Gott, dem gütigen Wohlthäter dankbar zu seyn! Brauche seine Gaben zu deinem Besten, und sättige dich mit Wohlgefallen, damit du wieder Kräfte erlangest, Gutes zu vollbringen, und dein Werk zu vollenden. —

*

Gott, der durch seinen Segen dich erfreut,
Verehre du durch wahre Dankbarkeit,
Und die — besteht darin,
Daß du lebst nach seinem Sinn.

34. Der Engel der Unschuld.

Als die ewige Liebe die ersten Menschen geschaffen hatte, gab sie ihnen den Engel der Unschuld zu ihrem Begleiter, und himmlischen Freunde. Der holdeste unter den höhern Geistern freute sich des Befehls, und schwebte nieder zu der Erde, welche ihre Jugendpracht zuerst zwischen dem Tigris und Indus entwickelte, und dem ersten Menschenpaare zum Paradiese für den Morgen des Lebens ward. Treu, aber unsichtbar begleitete der Engel die Geliebten der Schöpfung, und freute sich ihrer Aehnlichkeit mit den Himmlischen, obgleich sie verschieden waren an Gestalt, und kindlich menschlichem Sinne, wie das Kind, welches das Händchen aufhält, um flüchtige Sonnenstäubchen einzufangen, verschieden ist von dem Weisen, der die Bahnen der Sterne mißt, und in den endlosen Räumen der Welt den Unerforschlichen bewundert, mit der heiligsten, unaussprechlichsten Bewunderung, deren die Seele fähig ist. Als einst das schuldlose Menschenpaar unter einer Therebinthe eingeschlafen war, stand der Engel vor ihm, in Entzücken versunken über den holden Ausdruck des süßen Schlummers auf dem Angesichte der glückseligen Menschen. So betrachten wir noch, die wir für Unschuld fühlen, das schlummernde Kind; denn auf seinem holden Antlitze ruhet nicht die Sünde der Welt; nur der Ausdruck eines unbefleckten Gemüthes, einer unentstellten Seele zeuget von dem himmlischen Ursprunge. Da nahete der Geist der Verführung dem Engel der Unschuld. Er wagte es nicht, in seiner eigenthümlichen, schreckbaren Gestalt in den Lichtkreis zu treten, welchen der Heilige um sich verbreitete. Er würde vor seiner eigenen Gestalt erbebt seyn, und sich selbst geflucht haben. So vermeidet noch jetzt der Verworfene die Nähe der Edeln, um nicht seine Nichtswürdigkeit zu tief zu fühlen, und sich selbst zu verdammen! — Darum nahm der Geist der Ver-

führung die Gestalt einer bunten Schlange an, deren Farbenspiel bezaubert, und den Unerfahrnen täuscht. Und er sprach zu dem Engel der Unschuld: „Du wachest, Diener des Ewigen, und begleitest diese Holden! — Bald wirst du weinen und fliehen! — Sie, die dich entzücken, werden mir anhangen, und dich verlassen; und ich werde jauchzen, und mit mir wird frohlocken die Schar deiner Feinde!" — Der Engel der Unschuld sprach: „Die Thränen, welche ich weine, sammelt der Engel der Gerechtigkeit wider dich zum Gerichte: denn der, welcher mich hervorrief zum Schutze der Unschuld, ist auch dein allmächtiger Herr! — Er würde dich gefangen halten mit Fesseln der Ewigkeit, wenn es seine Weisheit also wollte." — Doch der Verführer entgegnete: „Wer ist mächtiger? — ich oder du? — Mir nahm ich die Macht über die Seelen, dir gab dein Herr nur die Aufsicht! — Und siehe, ich werde herrschen in dieser neuen Schöpfung, und dich verbannen aus meinem Reiche, und hohnlachen dem, der dich gesandt hat!" — Der Engel der Unschuld sprach: „Herrschen soll ich nicht, nur schützen den, der sich in meinen Schutz begibt. Du wirst mich nicht verbannen, du wirst meinen Werth vor den Menschen erhöhen, und, wo ich gewichen bin, die Erinnerung an mich noch tiefer in das Gedächtniß der Verlassenen prägen. — Wer von mir schied, wird nach mir seufzen, und mit Sehnsucht ringen nach meiner Nähe. Mit heiligem Gefühle wird man meinen Nahmen aussprechen — und dir werden die Menschen fluchen! — Aber noch ein Engel des Herrn ist bereit zum Beystande des Menschen wider dich — er wird dich besiegen!" — Lächelnd erwiederte der Verführer: „Von wem sollte der Mensch geschützt werden gegen mich, da ihn der Engel der Unschuld nicht schützen kann?" — Der Engel rief: „Komm hernieder, Abbadonna! — von deinen Höhen!" — Lobpreisend den Heiligsten, schwebte der Engel des Gebethes zu der Er-

de; sein Haupt war mit Sternen umstrahlt, und der Geist der Erhörung war sein Begleiter. Da bebte die Schlange. Sie verbarg sich mit schnellen Krümmungen in das hohe Gras, und entwich. Und die Geister des Himmels sangen ein heiliges Lied zum Preise des Ewigen.

In der heiligen Stunde, wenn der Mensch mit Gott spricht, wenn sich sein Herz dem himmlischen Vater kindlich öffnet, wenn er bittet um Beystand in dem Augenblicke der menschlichen Schwachheit, wenn er ihm Gehorsam gelobt, umgeben von den Reitzen der Verführung, wenn er sich emporhebet zu den Höhen kommender Seligkeiten, und seine Seele erfüllt ist mit großen Gedanken von Gott, und dem hohen Zwecke des Menschen — dann muß die Verführung weichen, dann zerfließet der Zauber sinnlicher Lüste, wie der Nebel, welcher des Wanderers Pfad umhüllt, vor dem erwachenden Strahle der wiederkehrenden Sonne. Dann wird das Gemüth, welches sich dem Verführer zugeneigt hätte, emporgehoben und gerettet, wie die Blume, welche, schmachtend in der Hitze, der vertrockneten Erde sich zuneigt, emporgerichtet wird von dem fruchtbaren Regen. Und so ist es Pflicht, durch Gebeth sich im Guten zu stärken, und seine Seele vor dem Bösen zu bewahren.

*

Das Bethen gibt zum Guten Kraft und Muth,
Wer nach dem Guten strebt, der bethet gut.

---

35. Meister Herrmann.

Zwanzig Jahre hatte Meister Herrmann, ein redlicher Handwerksmann in einem Thüringischen Dorfe, sich und seine Kinder redlich ernährt. Nie hatte es ihnen an Kleidung gefehlt, und alle Mittage stand eine große Schüssel voll Gemüß auf ihrem Tische, bisweilen

auch Fleisch, und auf die Hauptfeste ein Braten. Aber im Jahre 1770, da schon das Feld grün war, die Veilchen blühten, die Lerche sang, und Jedermann glaubte, der Frühling wäre da; da fiel in einer Nacht ein so tiefer Schnee, daß man kein Gräschen mehr sehen konnte, und bis an die Knie im Schnee waten mußte. Es sah traurig aus. Nach etlichen Tagen zerschmolz der Schnee — da sah es noch trauriger aus. Die Landleute besuchten ihre Felder, aber, ach! der Schnee hatte sie alle verwüstet. Ganze Aecker, die vor etlichen Wochen mit Weitzen und Roggen bedeckt waren, waren ganz leer, und auf andern stand die Saat äußerst dünne. Da war allenthalben ein großes Wehklagen. Die Ernte kam, und das Wehklagen wurde noch stärker. Viele Bauern erndteten kaum so viel ein, daß sie davon ihre Aecker wieder besäen konnten, wenige so viel, als sie für sich und ihre Kinder zum Brot nöthig hatten, und noch weit weniger konnten von ihrem Vorrathe etwas an die Bürger verkaufen.

Daraus entstand große Noth. Sonst waren in den Städten die Märkte mit Wägen und Karren voll bedeckt. Aber jetzt — da kam nur selten eine Fuhre mit Frucht nach der Stadt. Und wenn diese kam — so drängten sich alle Mahl fünfzig und mehrere Personen, die alle Brot für sich und ihre Kinder brauchten, um die Fuhre herum, und riefen; wie theuer die Frucht? ich, ich, ich will sie haben, und da forderten denn die Bauern für ihr Getreide immer mehr. Alle Wochen wurde es theurer, und Meister Herrmann erfuhr es besonders. Wo er sonst einen Groschen für Brot gebraucht hatte, da mußte er jetzt erst zwey, dann drey, dann vier, endlich fünf Groschen schicken.

Und gleichwohl konnte er mit seiner Nadel eben nicht mehr als sonst verdienen. Auf diese Art gerieth der gute Mann in große Noth; weil er fast alles, was er verdiente, für Brot hingeben mußte, so konnte er

erst kein Fleisch, hernach auch kein Gemüse mehr kaufen. Eine Wassersuppe und trocken Brot war schon seit etlichen Wochen die ganze Mahlzeit, mit der sich seine Familie behelfen mußte. Doch waren sie dabey vergnügt, und dankten Gott, daß er sie nur nicht Hunger leiden ließe.

Aber auch dieses Vergnügen dauerte nicht lange. Die meisten Bauern, die in seinem Dorfe wohnten, waren so arm, als er. Sie mußten so viel Geld für ihre Speisen ausgeben, daß sie sehr wenig an Kleider wenden konnten.

Wenn dann ihre Kinder kamen und klagten: Lieber Vater, ich brauche einen Rock, und ich ein Kamisol oder Mieder, so wurden sie immer mit der Antwort zurückgewiesen: Liebe Kinder, es sind schwere Zeiten, es ist jetzt an kein Kleiderkaufen zu denken.

Auf diese Art mußte der gute Herrmann manche Wochen drey bis vier Tage sitzen, ohne daß er etwas verdienen konnte. Und gleichwohl wollte er und seine Kinder doch alle Tage essen.

Da wurde ihm ängstlich um's Herz! Er nahm sein weniges Zinn, und verkaufte es. Da das Geld, das er daraus gelößt hatte, aufgezehrt war, so verkaufte er erst seinen guten Rock, dann sein weniges Tischzeug, und seiner Kinder Kleider. Aber am Ende hatte er auch nichts mehr zu verkaufen übrig. Es kam mit ihm so weit, daß er einmahl des Morgens aufstand, ohne zu wissen, woher er auch nur einen Bissen Brot nehmen sollte. Seine Kinder traten um ihn, drückten ihm die Hände, und riefen: Brot! Brot! lieber Vater, Brot! Da hätte ihm das Herz vor Jammer springen mögen. Doch faßte er sich, tröstete die Kinder. Diesen Morgen, sagte er, liebe Kinder, werdet ihr wohl fasten müssen, aber zu Mittage sollt ihr euch alle sättigen.

Und woher, fragten die Kinder wehmüthig, wirst du Brot bekommen.

Der Vater wies gen Himmel, wandte geschwind sein Gesicht weg, denn die Thränen quollen ihm stromweise aus den Augen, und lief in die nächste Kammer.

Da fiel er auf seine Knie und seufzte: Ach Gott! Ach Vater! meine Kinder! es sind ja deine Kinder. Willst du mich armen Mann den Jammer sehen lassen, daß meine Kinder vor mir verschmachten? Du ernährest ja so viele Vögel, und gibst den Raben ihr Futter. Unmöglich kannst du meine Kinder verhungern lassen. Gewiß, das kannst du nicht. Du wirst mir heute noch Nahrung für sie bescheren.

So seufzte er, und hoffte gewiß, daß der gute Gott ihm ein Mittel zeigen werde, seinen Kindern eine Mahlzeit zu bereiten. Schon eine Viertelstunde hatte er hin und her gesonnen, ob er nicht etwas finden könnte, Brot zu verschaffen, aber noch wollte es ihm nicht glücken.

Da trat sein Töchterchen in die Kammer, und sagte, daß eine Frau ihn sprechen wolle. Er ging heraus, und traf eine Bäuerinn an, die ihn fragte, ob er sich getraue, in zwey bis drey Tagen einen Anzug für sie und ihre Tochter zu verfertigen. Sie müsse denselben nothwendig haben, weil sie, nebst ihrer Tochter, auf den nächsten Sonntag zu einer Hochzeit wäre eingeladen worden.

Gerne! gerne! antwortete er, und nöthigte sie in die Stube zu gehen.

Und damit ihr, sagte sie, da sie in die Stube trat, mit desto mehr Vergnügen arbeiten möget, so habe ich euch etwas Lebensmittel mitgebracht.

Sie hohlte einen ziemlich großen Handkorb unter ihrem Mantel hervor — und alle Kinder drängten sich herbey, um zu sehen, was in demselben seyn möchte.

Da brachte sie ein Brot heraus, dann einen Topf voll Erbsen, dann Butter und geräuchertes Fleisch.

Da schlugen die Kinder in die Hände, sahen einander an, und eines nach dem andern wendete sich um, und fing an zu schluchzen.

Meister Herrmann konnte mit nichts antworten, als mit Thränen.

Was ist denn das? Was ist denn das? fragte die Bäuerinn.

Da erzählte ihr der frohe Vater die betrübten Umstände, in denen er sich mit seinen Kindern befunden hätte.

Die Bäuerinn wurde weichmüthig, weinte auch mit und freuete sich, daß Gott durch sie so vielen ehrlichen Leuten das Leben gerettet hatte. Diese Freude war ihr so süß, daß sie sich auf der Stelle vornahm, sie noch länger zu genießen. „Von nun an, Meister Herrmann!" sagte sie, „sollt ihr keine Noth mehr leiden. Ich habe von dem vorigen Jahre noch so viele Frucht auf meinem Boden, daß ich euch Alle davon ernähren, und doch noch verkaufen kann. Kommt zu mir, so oft ihr Brot brauchet, ihr sollt es alle Mahl haben. Und wenn ihr andere Lebensmittel verlangt, so will ich sie euch nie abschlagen. Ich will euch Alles um einen billigen Preis anrechnen, und ihr könnt es ja nach und nach mit eurer Arbeit abverdienen. Ich habe ja auch Kinder, wer weiß, wo es ihnen Gott wieder segnet. Lebt wohl, und verlaßt euch auf mein Wort!"

Die ganze Familie war vor Freuden außer sich. Sobald die gute Frau weg war, bereiteten sie eine gute Mahlzeit, und genossen sie. Die schmeckte! So gut schmeckte es damahls in ganz Deutschland keinem Fürsten, als diesen guten Leuten, denen der Hunger ihre Erbsen gewürzt hatte. Sie dankten aber auch dem guten Gott recht herzlich, der dann mit seiner Hülfe am nächsten ist, wann es scheint, daß es mit uns gar aus sey.

Vertrau auf Gott,
In jeder Noth,
Er hilft, — denn gewiß seine
Güte,
Die erfüllt mit Trost dein Ge-
müthe.

---

36. Das zurückgegebene Kleinod.

Gottfried war ein frommer alter Landmann, der eine gottesfürchtige Gattinn, und zwey hoffnungsvolle Söhne, seine Freude und seine Stütze im Alter besaß. Er war einst eine Zeitlang verreist, um entfernte Verwandte zu besuchen. Während seiner Abwesenheit verbreitete sich eine böse Seuche. Seine beyden Söhne, schön von Gestalt, verständig und tugendhaft, wurden von derselben ergriffen, und starben gerade an dem Tage, da der Vater zurückkehrte. Man brachte ihre Leichname in das hinterste Zimmer des Hauses, und breitete ein weißes Gewand über sie. Abends kam der alte Gottfried nach Hause. „Wo sind meine Söhne," — fragte er, nachdem er sein gutes Weib herzlich begrüßt hatte, „daß ich ihnen meinen Segen gebe?" — „Sie werden nicht weit seyn;" — sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Lieber Mann, erlaube mir eine Frage!" — „So sprich nur, meine Liebe" — antwortete er. „Vor wenig Tagen," sprach sie, „gab mir Jemand Kostbarkeiten in Verwah-

rung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben?" — „Dies sollte meine Frau nicht erst fragen" — sprach Gottfried. „Wolltest du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wieder zu geben?" — „O nein," — versetzte sie; „aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht." — Bald darauf führte sie ihn nach dem hintern Zimmer, trat hin, und nahm das Gewand von den Leichnamen. — „Ach meine Söhne!" — jammerte der Vater; meine Söhne — — und meine Freunde! — Ich habe euch unter Mühe und Sorgen erzogen, aber ihr danktet mirs tausendfach durch Treue und Wohlthun. — Sie wendete sich hinweg, und weinte. Endlich griff sie ihn bey der Hand, und sprach: „Lieber, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern, wiederzugeben, was zur Verwahrung anvertraut ward? — Siehe der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Nahme des Herrn sey gelobet!" — — „Der Nahme des Herrn sey gelobet!" — stimmte Gottfried mit ein. Wohl heißt es; Wem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist viel edler, denn die köstlichste Perle. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Spr. Sal. 31, 10. 26.

*

Halt fest an Gottes Wort
Es bringt dir Glück auf Erden,
Und wird, so wahr Gott ist,
Dein Glück im Himmel werden.

---

37. Der verlassene Waise.

Ein armer, von Jedermann verlassener Waise ward von einem Gutsherrn aufgenommen, und mit außerordentlicher Sorgfalt und Liebe erzogen. — Ehe aber

dieser Waise noch zum Gebrauche seiner Vernunft kam, begab sich sein Wohlthäter in ein fernes fremdes Land, aus welchem er in vielen Jahren nicht zurück kommen konnte. Vor seiner Abreise bestellte er noch Lehrer für den Knaben, kaufte ihm einen schönen Hof sammt Feldern, Wiesen und aller Einrichtung, und befahl seinem Verwalter für dieses Kind so zu sorgen, als wenn es sein eigenes Kind wäre.

Als der Knabe erwachsen war, erfuhr er, wie unglücklich er gewesen, und wer sein Wohlthäter sey. Alles, sagte man ihm, alles, was du hast, hast du ihm zu verdanken; ohne ihn wärest du vielleicht schon lange nicht mehr beym Leben. Anton, so hieß der Knabe, Anton fühlte die größte Liebe gegen diesen Wohlthäter. Allein wie sollte er diese Liebe zeigen, da dieser Gutsherr weit entfernt war, und da es keine Gelegenheit gab, ihm etwas Gutes zu erweisen? Höret, was er that?

Anton dachte oft an seinen Wohlthäter. Wenn er sein Haus anblickte, wenn er durch die Wiesen ging, oder die Früchte seiner Felder genoß, so dachte er bey sich: Alles dieses hätte ich nicht, wenn nicht mein Wohlthäter gewesen wäre.

Er hatte die herzlichste Freude, wenn andere Dorfbewohner erzählten, wie verständig, gerecht und liebvoll ihr Gutsherr sey, und wie viele Wohlthaten er ihnen erwiesen habe. Davon sprach er am liebsten mit Andern, davon hörte er Andere am liebsten reden. Wo es eine Gelegenheit gab, sprach er mit Entzücken von den edlen Vorzügen und guten Eigenschaften seines Wohlthäters.

Zuweilen schickte der abwesende Guthsherr Befehle an seine Unterthanen, oder ließ durch seinen Verwalter manche Verordnung kund machen. Anton war immer der erste und eifrigste in Vollziehung solcher Befehle. Er munterte auch Andere zum Gehorsam ge-

gen dieselben auf. „O! sprach er, unser Gebiether weiß am besten, was uns nützlich ist, und will gewiß nichts, als was uns wahrhaft glücklich macht."

Der Gutsherr hatte auf seinem Gute auch zwey seiner eigenen Kinder hinterlassen. Diese liebte nun Anton innigst; was er ihnen Gefälliges thun konnte, das that er unaufgefordert. Meinem Wohlthäter selbst, sagte er oft, kann ich seine Gutthaten nicht vergelten; ich will also wenigstens seinen Kindern so viele Liebe erzeigen, als mir möglich ist. Gewiß wird der Vater das, was ich an seinen Kindern thue, eben so gut ansehen, als wenn ich es ihm selbst thäte.

So liebte Anton auch seinen abwesenden Wohlthäter, obwohl er ihn nicht sah, obwohl er sich kaum seines Aussehens erinnern, und ihm nicht den mindesten Nutzen schaffen konnte.

Auch wir können Gott auf eine ähnliche Art lieben, obwohl wir ihn nicht sehen, und ihm nichts nützen können.

Ein frommes Herz, ein reiner Sinn,
Schwingt sich zum Thron' des Höchsten hin.

---

38. Der verarmte Pilger.

Eine Geschichte möchte ich gerne hören — sprach ein leichtsinniger Prinz zu seinem weisen Lehrer, — den ernsten Unterricht verabscheue ich von Herzen." — „Ein Pilger," — hob der Lehrer an, — „füllte seine Reisetasche mit Speisen und Früchten an, weil sein Weg ihn durch eine lange Wüste führte. In den ersten Tagen umgaben ihn auf allen Seiten fruchtbare Gefilde. Da vergaß er der fernen Wüste. Anstatt sich hier Früchte aufzusuchen, und seinen Wasserschlauch aufs Neue anzufüllen, öffnete er seine Reisetasche, und zehrte von

den süßen Speisen, die er bey sich hatte. Endlich kam er an die Wüste. Kaum war er zwey Tage in derselben gereist, als sein ganzer Schlauch leer war. Nun fing er an zu jammern und zu wehklagen; denn nirgends stach ein Gräschen hervor; alles war mit glühendem Sande bedeckt. Noch zwey Tage duldete er, von Hunger und Durst gequält, unbeschreibliche Schmerzen, am dritten fiel er todt zur Erde nieder." — „Das war auch" — fiel ihm der Prinz ins Wort — „ein unverständiger Mann, daß er nicht an die Wüste dachte." — „Handelst du weiser?" — fragte ihn der Lehrer mit einem Tone, der den Prinzen durchbebte. — „Du hast eine weite Reise angetreten, sie führt in die Ewigkeit. Jetzt ist die Zeit, wo du Kenntnisse suchen und Schätze der Weisheit sammeln sollst. Aber du scheuest diese Mühe, und willst lieber den Frühling deines Lebens mit unnützen und kindischen Freuden verschwenden. Aber einst wird dich der Mangel aufreiben, wenn der Engel des Todes dir die lange Wüste öffnet, wo nichts als das Licht der Weisheit und Tugend dir leuchten kann."

*

Benütze deine Jugendzeit!
Ist sie einmahl entlaufen,
So kehrt sie ja nie mehr zurück,
Du kannst sie nicht erkaufen.

---

39. Die erste Rose.

Der Alles belebende Strahl der Frühlings-Sonne hatte in Louischens Gärtchen die erste Rose hervorgelockt. Freudig hüpfte das Mädchen herbey, um sie zu küssen, und siehe da, an der Wand hinter der Blume standen die Worte: „So blüht die Jugend; so strahlt die Unschuld; so lacht die Freude." — Eine Freudenthräne netzte die Blume, und Louischen schied heiter von ihr.

Nach einigen Tagen kam sie wieder zu der Stelle; aber schon neigte die Blume das matte Haupt, und hinter ihr stand geschrieben: „Schnell welkt die Jugend; leicht stirbt die Unschuld, kurz blüht die Freude." Eine Thräne der Wehmuth fiel auf die welkende Blume, und Louischen ging nachdenkend hinweg. Am folgenden Abend wagte sie es noch ein Mahl die Blume aufzusuchen, aber Himmel! — welche Veränderung! — die Rose war entblättert, und hinter ihr die Inschrift: „Nütze die Jugend; bewahre die Unschuld; sey fröhlich in Ehren." — Eine helle, große Thräne, die Thräne heiliger Entschließung, netzte die am Boden liegenden gelben Blätter, und Louischen sank mit frommen Vorsätzen in die Arme des hinter ihr stehenden Vaters.

Die Rose, der Unschuld Bild,
Sie mahnt dich freundlich und mild
Zu lohnen durch edles Blühen
Der Aeltern Sorge und Mühen.

---

40. Die feindliche Schlange.

Gotthold's Söhnlein lief sorglos spielend im Garten herum; auf ein Mahl ward es einer Schlange gewahr, erschrack über diesen Anblick, schrie, und eilte weinend dem Vater zu, der es dann bald wieder beruhigte, und ihm zu rechter Zeit so manche passende Lehre gab. „Mein Kind," — sagte er, „behalte ja des weisen Mannes Worte: Flieh' die Sünde, spricht er, wie eine Schlange; denn wenn du ihr zu nahe kommst, so sticht sie dich. Die Sünde hat einen giftigen Stachel,

dir die Seele tödtet. Diese Schlange, über welche du dich so sehr entsetzet hast, ist ganz scheu, sie flieht vor dir; mit einem leichten Stabe könntest du sie tödten; aber jene feindliche Schlange, die schon im Paradiese die Unschuld der ersten Menschen zur Sünde verführte, ist wohl gefährlicher; sie schleicht dem Menschen überall auf dem Fuße nach, und sucht mit ihrem Stachel die Ferse zu verwunden; sie fürchtet keine menschliche Macht, ihre Grausamkeit sucht dein ewiges Verderben; darum wandle allezeit vorsichtig, bethe fleißig, und halte dich an deinen lieben Gott; meide alle Gelegenheit zur Sünde, hüthe dich vor böser Gesellschaft, so kannst du doch auch diese arge verführerische Schlange leicht überwinden und zertreten! Thust du aber das nicht, so wird sie dich vergiften und tödten. Merke dir auch das, mein Sohn, was Christus, unser Heiland selber sagt: Hüthet euch vor den Menschen! — Die bösen Menschen sind gar oft auch recht giftige Schlangen, die nicht nur mit ihren verleumderischen Lästerzungen, sondern am meisten mit Verführung und heimlichen Betruge die Unschuld zum Falle und zum Verderben bringen. Darum trau, schau wem; und folge nicht, wenn dich die bösen Buben locken! — Wollust, Ueppigkeit, Säuferey, böse Gesellschaften und dergleichen Dinge sind gemeiniglich die Dornhecken und Gesträuche, worin die kriechende Schlange sich verborgen hält; und doch gehen leider! — die meisten Menschen diesen Dingen nach. Aber du, Mensch Gottes, fliehe die Sünde, trachte hingegen mit allem Eifer nach Gerechtigkeit und Gottseligkeit, nach Glauben und Liebe, nach Geduld und Sanftmuth! — Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, und ergreife das ewige Leben, dazu du berufen bist. Denke, daß dieß zum Theil der reine, wahre Gottesdienst ist: sich vor der Welt unbefleckt bewahren!"

*

Meide die Sünde,
Denn sie ist ein Gift,
Das schon dem Kinde
Die Seele vergift.

41. Der feste Vorsatz.

Meta, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Aeltern gewesen. Nachher hatte sie unvermerkt eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen zu seyn pflegt, die man knurrige oder bissige Hunde nennt. Wurde sie irgend eines Fehlers wegen getadelt, so ließ sie das Gesicht hängen. Griff Jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wollte sie ihn beißen. Wurde ihr etwas befohlen, was sie nicht gern that, oder wurde ihr etwas abgeschlagen, was sie gern gehabt hätte, so brummte sie für sich, oder warf beym Hinausgehen die Thür hinter ihr heftig zu. Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Aeltern, und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden. Zwar bereuete sie meist immer ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber: aber doch fiel sie immer wieder von Neuem in denselben zurück. Eines Abends (es war am Weihnachts-Abend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer ging. Die Mutter geboth ihr zurückzubleiben; gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die Thür so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirrten. Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hineingerufen. Wie versteinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedeckt sah; sie konnte kein Wort sprechen. — „Tritt näher, Meta," — sagte die Mutter, „und lies auf diesem Papiere, für wen dies Alles seyn

soll. — Meta trat näher, und las auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte: „Für ein freundliches Kind zur Belohnung seines willigen Gehorsams.“ — Sie schlug die Augen nieder, und sagte kein Wort. „Nun Meta,“ — fragte die Mutter, „für wen ists?“ — „Nicht für mich,“ — antwortete Meta; und die Thränen traten ihr in die Augen. „Hier ist noch ein anderer Zettel“ — sagte die Mutter weiter; „laß doch sehen, ob der dich auch nicht nennt.“ — Meta las: „Für ein unfreundliches, mürrisches Kind, welches seinen Fehler erkennt, und von heute an sich bessern will.“ — „Das bin ich!“ — rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme, und weinte heftig. Die Mutter weinte auch, halb aus Kummer für ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude für die Reue desselben. „Nun so nimm,“ — sagte sie nach einer kleinen Weile, „was dein ist, und Gott helfe dir das thun, was du dir jetzt vorgenommen hast.“ — „Nein, liebe Mutter,“ — antwortete Meta, „ich will es eher nicht nehmen, bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich seyn soll. Hebe du mir Alles so lange auf, und sage mir, wann ich es nehmen soll.“ — Diese Antwort machte der Mutter viel Freude; sie legte die Sachen in eine Kommode, gab dem Kinde den Schlüssel dazu, und sagte: „Brauche ihn, sobald du glaubst, ihn brauchen zu dürfen.“ — Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne daß Meta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hätte. Da schmiegte sie sich eines Tages um den Hals ihrer Mutter, und fragte mit halb erstickter Stimme: „Darf ich jetzt, liebe Mutter? — Du darfst, mein Kind, antwortete die entzückte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. „Aber sage mir, wie hast du es denn gemacht, das du deinen Fehler los geworden bist?“ Ich habe immer daran gedacht,“ — antwortete Meta; und dann so hab' ich auch alle Morgen und alle Abende den lieben Gott gebethen, daß er

mir helfen möchte. Da ist es mir immer leichter geworden.“ — Die Mutter vergoß die süßesten Freudenthränen. Meta nahm die ihr zugesagten Sachen in Besitz, und sah sich nachher geliebt von allen Menschen. — So kann ein fester Vorsatz und Gebeth auch Kinder von ihren Fehlern heilen. Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines Kindes, welches eben dieser Untugend schuldig war. — Dieses ward dadurch so gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm, Meta's Beyspiel zu folgen, um auch so gut und so liebenswürdig zu werden, als sie. — Auch diesem gelang es: und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten. — Welch Kind wollte sich und Andern nicht auch gern diese Freude machen? —

Kinder! ach folget immer künftighin,
Den Aeltern, Lehrern ganz mit Kindersinn,
Bittet Gott, daß er euch stehe bey
Daß euer Vorsatz auch kräftig sey.

42. Der Tugend-stolze Jüngling.

Es war der letzte Tag des Jahres, als Euphemon, ein gutgearteter, aber auf seine Tugend stolzer Jüngling, den Hügel verließ. Bey jenem fernen blätterlosen Haine war nun die Sonne untergegangen, und um diese Sonne, die letzte so mancher schon von ihm durchlebten Jahre sinken zu sehen, hatte er den Hügel bestiegen. Jetzt sah' er auch ihren schwächsten Schimmer am Horizonte nicht mehr; es dämmerte, als er vom Hügel herabstieg. „Die Nacht“ — sprach er — „verhüllt jetzt das Jahr, das nicht wieder zurückkehrt.“ — Mit diesem Gedanken beschäftigt, setzte er am Füße der

Hügels sich an einen bemoosten Baum. Ein plötzlicher Schlummer ergriff sein Auge, und durch die unsichtbare Macht seines Schutzgeistes sank er in einen tiefen Schlaf. Sogleich sah er sich in eine weite Grotte von seinem Schutzgeiste geführt. Viele große Tafeln und auf denselben eine ungeheure Menge Bücher erblickte er daselbst. „Woher diese Bücher?" — fragte er seinen Schutzgeist. „Du siehest hier" — antwortete dieser — „die Bücher, in welchen der Schutzgeist eines jeden Menschen dessen Handlungen zeichnet, die einst vor einem strengen Gerichte nach dem Tode des Menschen geprüft werden sollen. Auf der einen Seite sind die Guten, auf der andern die Bösen verzeichnet. Am Ende des Jahres wird die Rechnung zusammengezogen." — Voll Neugierde sprach der Jüngling zu seinem Genius (Schutzgeist): „Ist denn auch hier mein Buch verwahrt?" — „Dort steht es," — erwiederte dieser. „Und darfst du mir es zeigen?" — fuhr der Jüngling fort, ihn mit heiterm Gesichte zu fragen. — „Wenn du es wünschest," war die Antwort, „ich darf es. Aber willst du deine Ruhe stören?" — „Ich, meine Ruhe stören?" — sprach der Jüngling mit sich selbst zufriedner Miene — dieß hoffe ich nicht. Ehe die Sonne unterging, erwog ich auf der Spitze des Hügels meine Handlungen im verflossenen Jahre. Ich war mit dem Wachsthum meines Geistes und Herzens, und mit den Neigungen desselben zufrieden. Ich hatte, meiner Rechnung nach, erfüllt, was mir oblag, und erinnerte mich keiner sträflichen Handlung. „Oeffne mir das Buch!" — „Du willst es?" — „Ich will es." — Der Genius öffnete das Buch, und schlug die Blätter des verflossenen Jahres auf. Sie waren noch nicht gegen die Mitte des Buches. Der Jüngling las die Ueberschrift der einen Seite, mit großen Buchstaben geschrieben: „Edle Handlungen." Die Seite war halb erfüllt. Sie hätte aber völlig beschrieben werden müssen. Er wendete um, und las die

Ueberschrift der folgenden Seite: „Böse Handlungen.“ Unbeschreiblich war die Freude, als er diese Seite ganz weiß erblickte; er machte seinem Schutzgeiste Vorwürfe wegen der Furcht, die er ihm habe einjagen wollen. „Siehest du,“ sprach er zu ihm — „daß ich ein strenger Richter über mich selbst bin, und mich keiner strafbaren Handlung beym Sonnenuntergange erinnerte?“ — „Es ist wahr,“ — erwiederte dieser — „du bist von Lastern frey, aber freue dich nicht.“ — Jetzt hob er ein verdecktes Blatt auf. Der Jüngling las die Ueberschrift: „Unterlassenes Gutes.“ Ach! — das Blatt war bis untenan beschrieben: Bekümmert sah Euphemion zu, und las, und bemerkte denn, wie sein Schutzgeist tausend Gelegenheiten bezeichnet hatte, wo er hätte Gutes thun können, wenn nicht Trägheit und andere Hindernisse ihn abgehalten hätten. Bekümmert verließ nun der Jüngling diesen Büchersaal sogleich. „Letzte Sonne des Jahres,“ — so sprach er — „mit mehrerer Wehmuth hätte ich dich untersinken gesehen, hätte mein Genius mir eher dieses Blatt gezeigt. Aber erste Morgensonne des neuen Jahres, du sollst zu neuen Entschlüssen mich wecken, und dessen letzte Abendsonne soll jenes Blatt mit der Ueberschrift: „Unterlassenes Gutes“ nur bis zur Hälfte beschrieben sehen; weiß wird es wohl nie seyn.“ — Solche edle Entschlüße regten sich in des Jünglings Seele, und sein Schutzgeist, der diese Entschlüße hatte wecken wollen, lösete jetzt den Schlummer von des Jünglings Augen. Schon war es Mitternacht, der Mond schien am Himmel, und beyde Jahre trennten sich, als der Jüngling in seine Wohnung ging.

*

Begnüge dich nicht nur damit, daß du das Böse suchst zu fliehen,

Und den schönen Lastern ganz
zu fliehn;
Nein, Ermahne auch dein Gemüth
Zum Gutesthun sich zu bemühen
Das ist edler Tugend nur allein

---

43. Der überwundene Sieger.

Ein Feldherr hatte den Feind in einer blutigen Schlacht überwunden, und das Land desselben zur Hälfte der Gewalt der Waffen unterworfen. Der Ruf des Sieges verbreitete sich schnell, und des Feldherrn Mutter war vor Freude ganz entzückt. Bald erhielt sie aber von ihrem eigenen Sohne die Nachricht, daß er die Güter ihres Familien-Feindes auch in seine Gewalt gebracht, dieselben plündern und zerstören lassen, und auf diese Art die beleidigte Familie gerächt habe. Da schrieb die Mutter an ihren Sohn: „Ich freue mich nicht deines Sieges in der Schlacht, weil du der Ueberwundene bist. Feinde kannst du schlagen, aber dich nicht besiegen. Sich selbst überwinden, — das ist der wahre Sieg!" —

Wer sich all'zeit selbst überwinden kann,
Der hat den ärgsten Feind in Bann gethan.

---

44. Die beyden Wege.

Ein Lehrer eines Dörfchens stand einst in seiner Schule und lehrete, und die Söhne und Töchter des Dorfes saßen um ihn her, und höreten ihm gerne zu.

Denn seine Lehre war freundlich. Er redete aber von dem guten und bösen Gewissen, und von der leisen Stimme des Herzens. Als er nun seine Worte geendigt hatte, sprach er zu seinen Schülern: „Wer von euch kann mir ein Gleichniß dazu machen?" — Da trat ein Knabe auf, und sagte: „Ich könnte wohl ein Gleichniß davon erzählen, aber ich weiß nicht, ob es recht seyn wird?" — „Erzähle du nur nach deiner Weise!" — antwortete der Lehrer; und der Knabe begann: „Ich vergleiche die Ruhe des guten, und die Unruhe des bösen Gewissens zweyen Wegen, die ich einst gemacht habe. Als die feindlichen Kriegsmänner durch unser Dörflein zogen, da hatten sie auch mit Gewalt meinen lieben Vater, und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder heim kam, da weinete und jammerte die Mutter, und wir alle, und sie sendete mich nach der Stadt, den Vater zu erfragen. Ich ging, aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück. Denn ich hatte den Vater nicht gefunden. Es war eine dunkle Herbstnacht. Der Wind brau'ete und heulte in den Eichen und Tannenbäumen, und zwischen den Felsen. Dazu schrieen die Nachtraben und Eulen. In meiner Seele aber war der Gedanke, daß wir unsern lieben Vater verloren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hause käme. Da schauerte es mich wunderlich in der düstern Nacht, und das rauschende Blatt erschreckte mich. — Da dacht' ich bey mir, also möge wohl dem Menschen um's Herz seyn, der mit einem bösen Gewissen wandelt." — „Kinder," — sagte darauf der Lehrer — „möchtet ihr wohl in solcher finstern Nacht wandeln, wo ihr den Vater vergeblich suchtet, und euch nur die Stimme des Sturmes, und das Geschrey der Raubthiere ertönete?" — „Ach nein;" — riefen die Kinder allzumahl, und schauderten. Darauf begann der Knabe abermahls zu erzählen, und sprach: „Ein andermahl

ging ich des nähmlichen Weges mit meiner Schwester, und wir hatten allerley Schönes aus der Stadt geholt, zu einem heimlichen Feste, das der Vater unserer Mutter bereitete für den andern Tag. Da kamen wir auch am späten Abend zurück. Es war aber im Lenzmond, und ein klarer schöner Himmel, und überall so leise und still, wie in einem Kämmerlein, so daß man den Gang und das Rieseln des Bächleins am Wege vernahm, und ringsumher im Gebüsche sangen die Nachtigallen. Wir beyde aber wandelten Hand in Hand, und waren so vergnügt, daß wir kaum reden mochten. Da kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jetzt dachte ich wieder bey mir selbst: also möge es wohl in der Seele des Menschen seyn, der viel Gutes gethan hat." — Da sah der Lehrer seine Kinder freundlich an. — Die Kinder aber sagten einmüthiglich. — „Ja! — wir wollen auch gute Menschen werden!" —

*

Mit einem reinen und guten Gewissen
Schläft sich's sanft und süſs, selbst auf harten Kissen.

---

45. Henriette und der Nachtwächter.

„O wie unglücklich sind doch so viele arme Leute," — rief Henriette aus, als sie den Nachtwächter, einen Mann von 74 Jahren, in dem Garten ihres Vaters arbeiten sah. „Unglücklich," fragte ihr Vater, — „warum das?" — „O stellen sie sich doch nur einmahl den Mann vor, ich dächte, es könnte kein Mensch unglücklicher seyn als er! — So ein alter Mann muß noch immer fortarbeiten, und hat also weder am Tage, noch des Nachts Ruhe, und wenn er sich nun den ganzen Tag recht müde gearbeitet hat, so hat er kaum drey Groschen. Lieber Gott! was kann er dann damit an-

fangen, und eine Frau und Kinder hat der arme Mann auch nicht, wer kocht ihm denn etwas, und wenn er krank würde, wer pflegte seiner dann? — Sollte ich einen solchen Mann nicht unglücklich nennen?" — „Nein" — sagte ihr Vater, — „meine liebe Tochter, das ist viel zu voreilig; ob ein Mensch glücklich, oder unglücklich zu nennen sey, läßt sich aus seinen äußerlichen Umständen nicht mit Gewißheit bestimmen. Der Nachtwächter ist alt, und muß noch immer fortarbeiten, sagst du; ist er aber deßwegen unglücklich, genießt er nicht das so seltene Glück eines hohen Alters; und daß er noch so viele Kräfte hat, um arbeiten zu können, ist das nicht ebenfalls eine besondere Wohlthat der Vorsehung? — Ja, wer weiß, ob er ein so hohes Alter würde erreicht haben, wenn er seine Tage in müssigem Wohlleben zugebracht hätte. Die Arbeit erhielt und befestigte seine Gesundheit, und wer diese hat, ist bey einem tugendhaften Leben zu keiner Zeit unglücklich. — Und überhaupt, ich muß es dir offenherzig gestehen, daß dieser alte Mann schon längst meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, deßwegen habe ich mich mit ihm schon letzthin lange Zeit unterhalten. „Guter Mann!" — redete ihn jetzt der Vater an, — „ich dächte, das Leben müßte euch recht sauer und beschwerlich werden?" „Ganz und gar nicht," — antwortete er mit einer recht heitern Miene; — „wie könnte denn mir mein Leben sauer werden? — Ich gehe nun in mein 75stes Jahr: in meinem ganzen Leben hat mir noch nicht ein Finger wehe gethan, der Doctor und Barbier hat von mir noch nicht einen rothen Heller bekommen; ich kann gut essen, trinken und schlafen. Ich bin reicher als mancher großer Herr; denn ich habe fünf — G. — diese schlafen bey mir — stehen mit mir auf — gehen mit mir an meine Arbeit, sind bey mir, wenn ich meine gute Wassersuppe esse, diese will ich mit Gottes Hülfe einmahl auf mein Sterbebette nehmen,

und die sollen mich auch mit in's Grab begleiten." „Was bedeuten denn diese fünf G?" — „I! — mein lieber Herr, ich will es ihm nun erzählen: die fünf G sind, ein gnädiger Gott — Gesundheit und ein gutes Gewissen. Wer das hat, der ist gewiß recht glücklich. — Bisher bin ich noch immer so glücklich gewesen, der liebe Gott wird schon weiter helfen. Ich bethe alle Tage darum, daß er mir diese Schätze bis an mein seliges Ende lasse, mehr verlange ich nicht, dann will ich recht sehr gerne sterben." — „Wie ist denn nun eure Einrichtung, guter Vater?" — „Das will ich ihm nun auch erzählen, die ist einmahl wie's and're. Im Sommer stehe ich um 4 Uhr auf, da bethe ich, und singe dabey mein Morgenlied, wenn das vorbey ist, koche ich mir eine Wassersuppe, dann schlägt es fünfe, und ich gehe an meine Arbeit bis um 11 Uhr; wenn ich nun nach Hause komme, esse ich ein gutes Stück Brod mit Salz bestreut, und lege mich auf die Bank, um ein bischen auszuruhen, dabey ich auch allemahl mein Pfeifchen rauche, von 1 Uhr bis es sechse schlägt, arbeite ich wieder, da bin ich allezeit recht müde. Nun mache ich mir wieder eine Wassersuppe, trinke mein Maß Bier, rauche mein Pfeifchen, und lege mich gleich zu Bette, und schlafe bis um zehne, dann gehe ich im Dorf herum, und verrichte mit meinem getreuen Spitz mein Amt bis um 2 Uhr, im Winter aber bis um 3 Uhr; dann lege ich mich wieder schlafen. So gehts alle Tage, wenn das Wetter nicht zu schlecht ist; kann ich aber draußen nicht arbeiten, so spinne ich. So gehts Jahr aus Jahr ein, und des Sonntags thue ich mir allzeit auf die liebe Kirche etwas zu gute. — So lebe ich glücklich und zufrieden." — „Hier guter Vater! habt ihr 4 Groschen. „Nein, mein Herr, ich nehme nichts, ich bedanke mich gar schön. Ich habe zu Hause Geld genug, wenigstens 16 Thaler, und kommen auch noch immer mehr Groschen hinzu. Das hab' ich

mir gesammelt; denn ich dachte: Wenn du einmahl krank wirst, und dein Amt nicht mehr verrichten kannst, so hast du doch einen Nothpfennig, und kannst doch auch ehrlich begraben werden; denn der Gemeine möchte ich doch nicht gerne zur Last werden, von der ich so lange Zeit so große Wohlthaten genossen habe?"

*

Stille Genügsamkeit Zeuget Glückseligkeit.

46. Die beyden Bäumchen.

Ein Landmann hatte zwey Söhne, die nur um ein Jahr an Alter von einander verschieden waren. Bey ihrer Geburt hatte er ein Paar Aepfelbäumchen von einerley Gattung gepflanzt, die auch auf gleiche Weise gediehen, und so schön aufwuchsen, als man nur ein Paar Bäume sehen kann. Als sie nun im Frühlinge beyde mit Blüthen, wie mit einem weißen Tuche überzogen waren, schenkte der Vater jedem den mit ihm gepflanzten Baum, und sagte zu ihnen: „Ihr seht, beyde Bäume sind guter Art, aber sie können durch Mangel an Wartung eben so leicht verderben, als sie durch eine sorgfältige Pflege verbessert werden: nach der Art, wie ihr euch diese werdet angelegen seyn lassen, wird euch ihre Fruchtbarkeit belohnen." — Der älteste, Christian, war in Wartung seines Bäumchens unermüdet. Er säuberte ihn täglich von den Raupen, die sich häufig einfanden, band ihn an einen Pfahl, daß er keine falsche Richtung bekam, hackte die Erde um ihn her auf, daß er die aus den Wolken herabträufelnde Feuchtigkeit desto leichter einziehen möchte; kurz, er war ein wahrer Pflegevater für sein Bäumchen. Michel, sein Bruder, aber

that von dem allen nichts, kugelte sich, während sein Bruder arbeitete, den Berg hinunter, oder balgte sich mit andern Dorfjungen herum, warf sogar manchmahl die Blüthen mit Steinen herab, und vergaß seines Baumes endlich so sehr, daß er gar nicht darnach fragte, bis ihm im Herbste Christians Baum einmahl in die Augen fiel, der so voll schöner purpur- und goldfarb durchstreifter Aepfel hing, daß ohne die sorgfältige Stütze, die dieser ihm zugegeben, seine Last ihn zur Erde würde gebeugt haben. — Aufmerksam über diese reiche Ernte lief er geschwind nach seinem Baume in Erwartung, daß ihm dieser wenigstens ebensoviel geben werde; aber wie erstaunte er, als er lauter kahle Reiser, und kaum etliche gelbe Blätter fand! Voll Neid und Unwillen lief er zu seinem Vater: „Vater!" — sagte er, — „was habt ihr mir für einen Baum gegeben? — dieß ist ein dürres Besenreis, von dem ich auch nicht eine einzige Frucht brechen kann: aber mein Bruder — o den habt ihr ganz anders versorgt! befehlt ihm wenigstens, daß er seine Ernte mit mir theile!" — „Mit dir theilen, unnützer Bube?" — versetzte der Vater: — also soll der Fleißige mit dem Müßiggänger seinen Schweiß theilen? — Darbe du, und fühle den Lohn deiner Nachläßigkeit, und unterstehe dich nicht, wenn du Christians reichen Segen siehst, über deines Vaters Ungerechtigkeit zu klagen. — Daß dein Stamm so gut und tragbar als deines Bruders seiner war, zeigte dir die Menge seiner Blüthen: — er genießt eines gleich fruchtbaren Bodens; — aber er genoß nicht gleicher Pflege. Christian verfolgte die kleinste Raupe, die er gewahr wurde: du ließest Käfer und Raupen die Früchte schon in der Blüthe verzehren. — Wie die Arbeit, so der Lohn!"

Die Strafe der Faulheit ist Armuth und Noth,
Die Löhnung des Fleißes ist Ehre und Brot.

47. Hänschen und der Gärtner.

Hänschen kam aus der Schule, und ging in seines Vaters Garten. Noch standen ihm die Thränen in den Augen, weil er abermahls, was der Lehrer vorgetragen hatte, nicht hatte fassen können. „Ja," sprach er, „wenn ich meine andern Mitschüler ansehe, wie ihnen das alles in den Kopf fliegt, und ich, ich sitze immer da, und kann nichts — O! der dumme Kopf, den ich habe!" — Der Gärtner, ein verständiger Mann, der dem kleinen Hänschen hinter der Hecke zugehört hatte, kam hervor, und ergriff den Knaben bey der Hand, und sprach zu ihm: — „Glaubst du wohl, liebes Hänschen, daß diese Kirschbäume, die so voller Kirschen da stehen, sonst auch hier gestanden, und so viel Früchte getragen haben?" — Hänschen: „Doch wohl!" — „O nein" antwortete der Gärtner. — „Vor langen Zeiten, da war dieß nicht so. Da wuchs hier nichts als Disteln und anderes Unkraut unter einander. Da wandten die Leute aber alle ihre Kräfte an, den Erdboden dahin zu bringen, daß er fruchtbar würde. — Da hohlten sie aus andern Ländern Bäume und andere Gewächse, und pflanzten sie an. — Nun hatten sie Bäume, aber was machten sie für Augen, da sie nicht so viel Früchte sahen, als sie sich eingebildet hatten! Sie ließen jedoch nicht ab, machten das Erdreich immer fruchtbarer und fruchtbarer, verdoppelten ihren Fleiß, und siehe da, endlich gelang es ihnen! Ihre Wünsche waren erreicht, und ihre Bäume trugen die schönsten Früchte. — Siehe, so mache du es auch, Hänschen! Du hast einen Kopf, sagst du, der nicht gleich alles fassen will. Laß nicht ab! — Sey immer fleißiger, gib dir alle mögliche Mühe, die Sachen zu begreifen, und du wirst doch endlich etwas lernen. Durch Fleiß hat es mancher mittelmäßige Kopf oft weiter gebracht, als die besten Köpfe, die ihre guten Anlagen nicht gehörig anwandten, und zu viel Vertrauen auf ihre Fähigkeiten setzten." —

Hänschen drückte dem alten Gärtner die Hand, ging still fort, war von der Zeit an sehr fleißig, und wenn ihm manchmahl etwas zu schwer däuchte, so ließ er doch nicht in seinem Fleiße nach, und übertraf endlich viele seiner Mitschüler an Kenntnissen und Wissenschaften.

*

Laß nicht ab von deinem Fleiße,
Wenn's dir auch nicht gleich gelingt,
Zu Beharrung und im Schweiße
Kommt Vertrau'n, und Weisheit blinkt.

---

48. Der Strom und der Bach.

Ein kleiner Bach stürzte mit großem Geräusche in einen Strom, der still und ruhig dahin floß. „Ich begreife nicht," sprach einst der rauschende Bach zu ihm, „warum du so schweigend vorüber ziehst? — Ich, an deiner Statt wollte rauschen, daß ich Meilen weit gehört würde." — „Mich" — erwiederte der Strom — „der über hundert Meilen weit das Land tränkt, die Bewohner der Ufer mit Ueberfluß an Fischen versieht, und Schiffe ins Meer hinab trägt; mich kennt und ehrt die Welt auch ohne Geräusch. Dieß ist nur für dich, der einige Stunden lang über Kiesel hinwegtändelt, damit man wenigstens höre, daß du da seyest." — Ein Weiser stand am Ufer, und sprach zum Jüngling neben ihm: „Siehst du? — Je größer das Verdienst, desto größer die Bescheidenheit."

*

Wirst du des Guten dich mit keinem
Worte berühmen,
So wirst du auch zugleich selbst
dein Verdienst [illegible].

---

49. Der Todtenkopf.

Nicht älter als zwölf Jahr war Henriette; aber doch schon so eitel, daß sie wohl Viertelstunden lang vor dem Spiegel stand, um mit Selbstgefälligkeit ihr Gesichtchen zu beschauen. Der Mutter war das gar nicht lieb; denn sie wünschte, daß ihre Tochter höhern Werth auf ihre Seele, als auf ihren Körper legen möchte. Sie unterließ daher auch nicht, das eitle Kind ernstlich so oft zu tadeln, als sie dasselbe vor dem Spiegel antraf; allein das half alles nichts, und wenn auch Henriette nicht mehr so dreist, so oft und so lang vor den treuen Mahler ihres Antlitzes hintrat; so konnte sie doch nie bey demselben vorübergehen, ohne wenigstens einen Seitenblick ihm zuzuwerfen. Das Uebel war also schon ziemlich tief eingewurzelt, und hätte mit der Zeit ihr von Natur gutes Herz leicht ganz verderben können. Da schlug sich endlich der Vater in's Mittel, um seine liebe Tochter von einer zwar gewöhnlichen, aber auch sehr gefährlichen Seelenkrankheit der Mädchen zu heilen. Die obere Verzierung des Spiegels ward von Stund an ein natürlicher Todtenkopf, unter welchem folgende Worte standen:

Auch ich war einst ein schön Gesicht
Und sah so gern mich hier.
Sey stolz aufs schöne Lärvchen nicht,
Und spieg'le dich an mir!

Das Mittel wirkte. Ueber jedem Spiegel glaubte nun Henriette einen häßlichen Todtenkopf zu erblicken, und sie fühlte seitdem es ganz, wie thöricht es sey, wegen einer Sache eitel zu seyn, die ein bloßes Geschenk des Glücks, und ein so schneller und gewisser Raub der Vergänglichkeit ist.

*

Ein schöner Leib, ein schön Gesicht
Mach' ja nicht stolz die Jugend;
Denn wahre Schönheit, Zier und Licht,
Gibt nur die stille Tugend.

50. Der Tod des Christen.

Einst begegnete der Tod einem Tugendhaften. — „Sey mir gegrüßt, Bothe der Unsterblichkeit, sey mir gegrüßt!" — So redete der Tugendhafte zu ihm. „Wie, sprach der Tod, Sohn der Sünde, erschreckest du nicht vor mir?" — „Nein, wer nicht vor sich selbst erschrecken darf, dem kannst du auch nicht schrecklich seyn." — „Schauerst du nicht vor den Krankheiten, die vor mir her krächzen, und vor dem kalten Schweiße, der von meinen Fittichen träufelt?" — „Nein!" versetzte der Tugendhafte. — „Und warum schauerst du nicht?" — „Weil die Krankheit und der kalte Schweiß mir deine Gegenwart ankündigen." — „Und wer bist denn du, du Sterblicher, daß du dich vor mir nicht fürchtest?" — „Ich bin ein Christ," lächelte dieser ihm zu. — Plötzlich hauchte der Tod ihn an, und da war kein Tod und kein Sterblicher mehr. Ein Grab hatte sich unter ihren Füßen eröffnet, und darin lag etwas. Ich meinte. Schnell zogen göttliche Stimmen meine Augen nach den Wolken. Ich sah den Christen in den Wolken. Er lächelte noch so, wie er dem Tode entgegenlächelte, und faltete die Hände. Glänzende Geister jauchzten ihm entgegen, und der Christ glänzte so herrlich, wie sie. Ich weinte. Jetzt blickt' ich nach dem Grabe, und erkannte nun, was darin lag — nichts, als des Christen abgetragenes Kleid.

*

Des Menschen schwere Schuld, der Tod,
Führt hin durchs kühle Grab zur Ewigkeit;
Des frommen Christen sanfter Tod
Führt schnell durchs Grab zur ew'gen Seligkeit.

---

51. Der arme Lazarus.

Eines Tages, als der arme Lazarus an der Schwelle des reichen Mannes lag, und die Hunde seine Wunden

leckten, kam ein anderer armer Mann, ein Taglöhner, Nahmens Zadok, desselben Weges, und sah Lazarum in seinem Elende. Da jammerte ihn seiner von Herzen, und Zadok trat hinzu, und sprach: „Geben kann ich dir nichts; denn ich bin arm wie du, und habe ein Häuflein Kinder zu ernähren. Aber ich bin frey von Geschwüren. Darum laß mich deine Pflege mit den Thieren theilen, die allein sich dein erbarmen, auf daß sie mich nicht länger beschämen!" — So sprach er, und eine Thräne glänzte in dem freundlichen Auge des barmherzigen Mannes. Darauf reichte er dem armen Lazarus die Hand und sagte: „Komm mit mir; denn siehe, ich habe eine Hütte! — Dort wollen wir deiner pflegen, so viel wir vermögen, und versaget mir mein eigener Tisch dich zu ernähren, so will ich dir die Brosamen von der Tafel des Reichen sammeln. Nachdem er diese Worte geredet, reichte ihm Lazarus die Hand und sprach: „Ich folge dir gerne! — denn du bist um deines frommen Herzens willen ersehen, mir den Himmel zu öffnen, und die letzten Stunden meines Lebens zu versüßen. Ich bedarf nur noch wenig; aber wie sollt' ich diesen Segen dir rauben?" — Sie gingen und kamen in ein entlegenes Hüttchen, mit einem Schilfdache, und Zadok führte Lazarus hinein, und das Weib Zadok's hieß ihn willkommen, und bereitete ein Lager von Blättern und Moos in dem Kämmerlein, und sie geleiteten den armen Lazarus hinein, und betteten ihn darauf. Und Hanna, die Ehefrau Zadok's brachte eine Schale mit Milch, und both Lazarus zu trinken. Aber Lazarus sprach: „Reichet mir einen Trunk Wasser, denn mich dürstet, und ist eine Gluth in meinem Innern." Da eilte Hanna, und brachte frisches Wasser aus der Quelle, und Zadok kühlete Lazarus Wangen mit einem grünen Oehlzweige, den er hin und her bewegte. Und Lazarus fiel in einen tiefen Schlummer, denn es war sehr heiß, und um die

Stunde des Mittags. Als er nun schlummerte, wehrte Zadok und Hanna den Fliegen, und kühleten ihn. Und Lazarus lächelte in seinem Schlummer. Da blickten Zadok und Hanna, sein Weib, sich an, und sie sagten in leisen Worten zu einander: „Ach, möchte er bey uns genesen!" — Also schlummerte Lazarus einige Stunden. Darauf, als der Tag sich neigte, erwachte er, und hob seine Augen auf und sprach: „Ihr lieben Menschen, wie pflegt ihr meiner! — Niemahls hab' ich eines süßern Schlummers genossen, wie bey euch, in eurer Hütte. Mir träumte, ich würde von Engeln getragen. Und ist es nicht also? — Der gute Mensch voll Einfalt und Liebe, ist er nicht ein Engel Gottes? — Ihr habt mir die köstlichsten und süßesten Stunden meines Lebens bereitet. Mein Herz ist voll Ruhe und Seligkeit. Darum fühl' ich, daß die Stunde meines Heimganges gekommen ist." (denn das letzte Stündlein des Armen ist ihm Beginn und Vorgefühl des himmlischen Lebens). — Darauf reichte Lazarus Zadok und Hanna die Hand, und entschlief mit freundlichem Antlitz, und die heiligen Engel trugen seine Seele in die Wohnungen der Seligen. Zadok aber und Hanna weineten um ihn, und begruben ihn in der Stille. Und Lazarus des Entschlafenen Geist ward der Schutzengel Zadok's und seines Weibes Hanna, und als sie an Einem Tage verschieden, schwebte er um ihr Sterbelager, und ein sanftes Säuseln kühlte beyder Angesicht, und sie hörten eine liebliche Stimme: „Wer Barmherzigkeit übet, wird Barmherzigkeit empfangen." —

*

Gott soll ich über Alles lieben,
Und meinen Nächsten so wie mich.

Die Lehr' sey mir ins Herz geschrieben,
Daran, mein Herz! erinnere mich
Bey armer Brüder Leiden,
Damit ich helf' mit Freuden.

---

52. Der Rosenbusch.

Ein frommer Mann, der tief gekränkt und verwundet mitten unter seinen Feinden und Verfolgern lebte, ging traurig einmahl auf und ab in seinem Garten, an den Weg der Vorsehung fast verzweifelnd. Wie festgehalten blieb er vor dem Rosenbusche stehen, und der Geist der Rose sprach zu ihm also: Belebe ich nicht ein schönes Gewächs? einen Kelch der Danksagung voll süßer Gerüche dem Herrn, im Nahmen aller Blumen, sein Weihrauchopfer. Und wo erblickest du mich. Unter Dornen. Aber sie stechen mich nicht, sie beschützen mich und geben mir Säfte. — Eben dieß thun dir deine Feinde, und sollte dein Geist nicht mehr seyn und fester, als eine hinfällige Blume? Gestärkt ging der Mann von dannen, seine Seele war ein Kelch der Danksagung für — seine Feinde.

*

Des Feindes böse Unbild trag mit sanftem Sinn,
Gib ihm statt Rach' und Haß, Geduld und Liebe hin;
So ward schon oft durch Lieb der Feind
Umgeschaffe zum besten, treu'n Freund.

Inhalt.

Seite.

